

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 M. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Kummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Wo die Zitronen blüh'n!

Es ist sonderbar, daß gerade in den Ländern, wo die Natur ihr reichstes Füllhorn entleert zu haben scheint, die Menschen sich gewöhnlich im Allgemeinen in weit üblerer Lage befinden, als da, wo die Gaben der Natur dem lärglich spendenden Boden in harter Arbeit entzungen werden müssen.

Diese Erscheinung tritt uns auch entgegen in einem der herrlichsten Länder, das von allen Ländern Europa's vielleicht von der Natur am reichsten bedacht worden ist und doch eine der ärmsten Bevölkerungen hat, ein Land, wo die Zitronen blühen, im sonnigen Italien.

Wenn heute einer jener antiken Staatsmänner ein Cincinnatus, ein Gracchus, ein Cato auferstände und durch Italien wandelte, er würde erstaunt ausrufen: „Was habt ihr, bei den Göttern, aus diesem schönen Lande gemacht!“

Man könnte antworten: „Nun, als ihr auf euren Latifundien mit Sklaven gearbeitet habt, war es auch nicht besser!“

Die Alten aber würden wahrscheinlich sagen: „Ihr habt es also in beinahe 2000 Jahren nicht dazu gebracht, die Lage des Volkes zu bessern!“

Nun, es mag sehr Vieles besser geworden sein; die wirtschaftliche Lage Italiens und seines Volkes aber ist geradezu jammervoll. Massenweise wandern die Söhne und Töchter Italiens aus und sind gefürchtet, wohin sie nur kommen, gefürchtet wegen ihrer niedrigen Lebenshaltung, die nahezu zur Bedürfnislosigkeit geworden ist. Sie brüden überall, wohin sie kommen, den Lohn herab und sind so ein Schrecken für die deutschen und französischen Arbeiter geworden, die gewohnt sind, zu anständigeren Löhnen zu arbeiten.

Die Einheit Italiens, dessen Zerrissenheit durch Jahrhunderte diesem schönen Lande die tiefsten Wunden geschlagen hat, ist sicherlich eine Errungenschaft; aber was mögen die Kämpfer von 1859 und 1860, die tapferen Waffenführer Garibaldi's und Vignola's, heute denken, wenn sie auf den kläglichen Zustand ihres Vaterlandes blicken! Wofür, werden sie sich fragen, haben wir unser Blut auf so vielen Schlachtfeldern vergossen, wenn das Volk zu solchem Elend verurtheilt ist?

Nun, es hat Leute gegeben, denen das ewige Träumen von Italiens Macht und Größe zuletzt den Kopf verdreht hat. Man verwechselte das heutige Italien mit dem alten Rom und vergaß, daß weder die Franzosen die Gallier von damals, noch die Deutschen die Germanen von damals sind. Italien wird nicht mehr den „Erdball“ beherrschen, wie das alte Rom, seitdem der „Erdball“ inzwischen bedeutend größer geworden ist.

Die „Größe“ Italiens war eine „theure“ Errungenschaft. Man wollte sich mit einem Sprung den Großmächten zur Seite stellen. Statt in der inneren Kräftigung des Landes den hauptsächlichsten Halt zu suchen, schuf man zunächst mit ungeheuren Kosten eine große Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande. Das war verkehrt; man hat damit die Kräfte des Landes gänzlich erschöpft.

Italien ist hauptsächlich auf seinen Ackerbau angewiesen; sein blühender Handel aus früherer Zeit ist durch die Entwicklung der Verkehrsmittel und die wachsende Konkurrenz zum großen Theil lahmgelegt worden. China, Japan, Indien, die Türkei, Griechenland, Egypten, Tunis, Algier konkurriren mit Italien in Handelsartikeln, mit denen es früher fast allein Europa versah. Wir nennen davon nur den Reis. Die Zitronen, Oliven, Drangen blühen heute nicht mehr allein in Italien für uns. Seide liefern heute außer Italien, Frankreich und Spanien auch China und Japan für uns.

Man schätzt den Ertrag der italienischen Bodenbewirtschaftung auf jährlich etwa 1500 Millionen. Der Staat, der nun auch an den Kosten der italienischen Einheit leidet, verlangt an Steuern — und was für Steuern! — 310 Millionen. Weitere 200 Millionen sind erforderlich, um die Zinsen der auf dem Grundbesitz lastenden Hypothekenschulden zu bezahlen. Die Grundsteuer beträgt in Italien 9 bis 18 Francs pro Kopf; es giebt Güter, die 59 bis 65 Prozent ihres Reinertrags an Steuern abzugeben haben. Die Gemeinden können unbeschränkte Steuerzuschläge machen, die oft bis zum Neunfachen steigen. Unter diesen Umständen haben sich viele Grundbesitzer lieber auspenden lassen, ehe sie die Steuern bezahlten. In der Provinz Mantua ist in 8 Jahren die Zahl der Grundeigentümer von 39 000 auf 35 000 in Folge der Steuererholungen gesunken; dann wurde ein Gesetz gemacht, nachdem Niemand von Haus und Hof getrieben werden kann, wenn die ausständige Steuer weniger als — zwei Francs (!) beträgt.

In derselben Provinz Mantua haben unter den Landarbeitern in Folge dieser unerträglichen Verhältnisse Bewegungen stattgefunden, die kurzfristige Menschen den Bemühungen von „Agitatoren“ zugeschrieben haben. Es mögen Agitatoren aufgetreten sein, allein die Zustände selbst agitiren mehr als genug. Die Landarbeiter befinden sich dort nämlich in Verhältnissen, wie sie zur Zeit des ausgeprägtesten Feudalismus auch nicht schlimmer gewesen sein können. Der Tagelohn bewegt sich im Sommer zwischen 60 und 70, im Winter zwischen 40 und 50 Centesimi. Die Arbeiter, die zu den Grundeigentümern in Verhältniß sogenannter Kolonen (Pächter) stehen, erhalten Wohnung, Feld, Sämereien u. dgl. Für den Morgen zahlen sie dann eine be-

stimmte Pacht, für die Stütze zahlen sie Naturalien, genau so, wie früher die Bauern Zehnten, Hühner u. s. w. liefern mußten. Diese Kolonen befinden sich zu den Eigentümern in einem laufenden Schuldverhältniß, aus dem es kein Entrinnen giebt. Einige Landarbeiter im Mantuanischen hatten sich zu einem Massenstreik verabredet; da in Italien derartige für strafbar gilt, so wurden an hundert Mann verhaftet, um prozessirt zu werden. Aber die Verhafteten sind wieder freigelassen worden, weil die Gerichte anerkennen mußten, daß in dem Lohnausmaß der vom Gesetze vorgeschriebenen ausreichende Grund für Niederlegung der Arbeit enthalten war. In Monza schwebt ein ähnlicher Prozeß, der wahrscheinlich auch ähnlich enden wird!

Und die Parteien? Die vielen Demokraten, Radikalen und Verwandten im italienischen Parlament, die sich wenigstens so nennen, was gedenken sie zu thun? Nun, bis jetzt haben sie gar nichts gethan. Die Kammern sind in die Ferien gegangen, ohne daß man sich ernstlich mit den sozialpolitischen Fragen beschäftigt hätte. Kürzlich veröffentlichten die italienischen Blätter mit großem Stolz die Rede eines Senators, betitelt: „Demokratie und Arbeit!“ Was war's? Ein Sammelsurium von mancherlei Phrasen, wonach die „persönliche Lichtigkeit“ über alle wirtschaftliche Misere hinweghilft! Die „freie Bewegung“ a la nordamerikanische Union wurde als Rettungsmittel empfohlen. Werden dadurch die Steuern geringer und die Löhne höher? Aber als hohe Weisheit wurden die Gemeinplätze des Herrn Senators doch bewundert und auch in deutschen Blättern breitgetreten.

Man sagt, die italienische Regierung trage sich mit sozial-reformatorischen Plänen. Nun, diese müssen sehr tiefgehend sein, wenn sie dem unglücklichen Lande helfen sollen. Vor allen Dingen aber mögen die italienischen Staatsmänner den kostspieligen Großmachtwankel ablegen, der die Kräfte des Landes ruiniert.

Der Kampf um den Besitz.

Schon seit längerer Zeit hat sich in Wien ein antisozialistischer Verein gebildet, der auch einen besonderen Verkaufsausschuß niedergesetzt hat zur Herausgabe volkstümlich gehaltener Flugschriften und Broschüren. Die jüngste Broschüre des Vereins ist betitelt: „Der Kampf um den Besitz“ und hat den, wie liberale Blätter besonders hervorheben, antisozialdemokratischen Schriftsteller Dr. F. Chleborad zum Verfasser.

Die Hamburger „Bürg. Ztg.“ äußert sich nun über diese Schrift folgendermaßen:

Diese kleine Broschüre ist übrigens von großem Interesse und wenn sie auch nichts wesentlich Neues enthält, so wird in derselben der Stoff doch äußerst geschickt verwerthet. Dabei

mochte ein schadenfrohes Lächeln nicht zu unterdrücken, als die Gefangenen schweigend bei ihm vorüber dem Hofe des Forts zuschritten, und die Schildwache, mit der Büchse auf der Schulter, ihnen auf dem Fuße nachfolgte.

„Es wäre jetzt gerade die geeignete Zeit, Eure Nichtbeachtung zu sehen zu lassen,“ sagte er dann spöttisch zu Jansen, indem sie sich der Thordöffnung des Forts zu in Bewegung setzten; „gerade die rechte Zeit, um an der Brust des unvergessenen Freundes Trost über den Verlust der abtrünnigen Schwester zu suchen. Es hätte ein rührendes Wiedersehen werden können, ohne den glücklichen Gedanken des Kommandanten.“

Elliot fuhr bei der Erwähnung seiner Person wild empor. „Glaubt Ihr wirklich, daß er einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht?“ fragte er, und seine Lippen bebten vor innerer Wuth bei dem Gedanken, daß die ihm bestimmte Gattin, den Gesetzen zum Trost, vielleicht freundlichere Gefühle gegen ein Mitglied der so verhassten Gentes hege.

„Ich hatte Gelegenheit genug, Gertha Jansen zu beobachten,“ antwortete Reynolds, seine Worte langsam abmessend, um deren Wirkung nachhaltiger zu machen, „und ich that es mit einer Eiferfucht, als wäre sie mein Eigenthum gewesen. Ich spreche daher aus innigster Ueberzeugung, indem ich behaupte, daß die größte Vorsicht geboten ist, wenn sie nicht eines guten Tages dem Beispiel ihrer unglücklichen Schwester folgen soll. Nur würde sie alsdann nicht allein dem eiteln Seeligen nachzueilen, sondern auch noch das Erbtheil ihrer Schwester, nämlich deren Knaben, mit sich fortnehmen. Es wäre ein Triumph für die Gentes, die beiden einzigen rechtmäßigen Besitzer des großen Vermögens plötzlich als abtrünnige Normonen unter sich erscheinen zu sehen.“

„Den Knaben meint Ihr?“ fragte Elliot erbleichend, „des Knaben sollten wir beraubt werden?“ wiederholte er tonlos; gleich darauf war er aber wieder Herr seiner selbst; ein Strahl von Reynolds' lauernden Blicken, den er in seinen Augen aufgefangen hatte, schien ihn zum Bewußtsein zurückgerufen zu haben, und ruhiger, aber mit unheilverkündendem, drohendem Tone fuhr er fort: „Mag er sich hüten,

Sicherheit zu haften, und in dem Gewirr eines ankommen-den Trains läßt sich befürchten —“

„Gott verdamme Euch!“ unterbrach Raft plötzlich mit heiser brüllender Stimme den Kommandanten, und seine Narbe färbte sich dunkelblau; denn wenn er auch mit vollem Gleichmuth die Aul ertragen hätte, was man über ihn selbst verhängte, so war es doch zu viel für seine Seemannsehre, seinen geliebten Dicks so gedemüthigt zu sehen. „Ja, dreimal verdammt sollt Ihr sein!“ wiederholte er grimmig, Elliot mit der geballten Faust drohend. „Einen Gefangenen schmähen kann jeder Schiffsjunge, der noch keine drei Nächte in der Hängematte geschlafen hat, ohne eben so oft herausgefallen zu sein, ja 's ist originell! Gebt ihm 'nen Degen in die Hand und sagt ihm solche Dinge, und wenn er sich nicht Bord an Bord mit Euch legt und Cuern Kumpf so led macht wie 'ne leere Wassertonne, die sechs Wochen unter dem Aequator auf dem Deck gelegen, dann mögt Ihr mich kielholen —“

„Ruhig, ruhig, alter Freund,“ unterbrach Weatherton mit mildem Tone den erdosten Bootsmann, „wir sind Gefangene und müssen uns sogar eine unedle Behandlung gefallen lassen; darum mäßige Dich.“

Hätte Weatherton im beschlenden Tone gesprochen, so würde Raft augenblicklich geschwiegen haben, so aber hielt er nicht für nöthig, der an ihn gerichteten Aufforderung nachzukommen.

„Nicht ruhig, Dicks, nein, nicht ruhig!“ rief er aus, indem er in herausfordernder Weise seinen Hut von der Stirn tief in den Nacken schob, „ich sage, 's ist niederträchtig, 's ist feige, so zu 'nem Gentleman zu sprechen, verdammt! Auch Eure Zeit wird kommen, und so Gott will, ist es nicht lange mehr hin!“

„Ruhig!“ kommandirte Weatherton. Raft leistete dem Befehl knurrend Folge, und Elliot wiederholte mit eiserner Ruhe, als habe er des Bootsmanns Schmähungen gar nicht vernommen, seine Anordnungen betreffs der Gefangenen.

Jansen hatte sich abgewendet. Offenbar scheute er sich, Weatherton's Blicken zu begegnen. Reynolds dagegen ver-

Feuilleton.

Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von

Waldwin Müllhausen.

(Fortsetzung.)

Während Jansen, von Gefühlen der widersprechendsten Art bewegt, über eine zu ertheilende Antwort nachsann, hatte Reynolds sich zu Elliot hinüberbegeben, dem er mit allen Zeichen großer Besorgniß eine Reihe von Erklärungen zuflüsterte, wobei er verstoßen mit den Augen auf Weatherton deutete.

Was er mittheilte, konnte nur wenig freundlicher Art sein, denn indem er noch sprach, wurde des Kommandanten Physiognomie düsterer und drohender. Blicke des giftigsten Hasses schossen aus seinen unter den buschigen Brauen fast verschwindenden Augen hervor, und heftig rieben sich seine Zähne aufeinander, als er Weatherton's schlanke Gestalt so aufrecht und mit einem bezeichnenden Ausdruck von stolzer Würde vor Jansen stehen sah.

„Allerdings finde ich es natürlich, daß Ihr Theilnahme für diejenigen hegt, die einst Eure Gassifreundschaft genießen,“ sagte Jansen endlich zu dem auf eine Antwort harrenden Lieutenant, und ängstlich flogen seine Blicke zwischen der sich nähernden Kalesche und den Blockhütten des Forts hin und her, „gewiß sehr natürlich, und ich schäme mich glücklich, Euch benachrichtigen zu können, daß Alle die Beschwerden der Reise auf überraschend leichte Art überwandten, in der That, ohne jemals erhebliche Spuren von Geschwöpfung an den Tag zu legen, trotzdem wir mehrere Monate in dem unwirthlichsten Theil der nordamerikanischen Wälder zubrachten.“

„Wilson, bringt die Gefangenen in ihre Zelle zurück!“ rief Elliot jetzt der nur wenige Schritte vor ihm stehenden Schildwache zu, aber abfichtlich so laut, daß sein Befehl von Weatherton vernommen werden mußte. „So lange noch keine andere Bestimmungen getroffen sind, habe ich für deren

kommt der Verfasser aber zu Resultaten, bei denen seinen Auftragsgebern die Haare zu Berge gestanden haben mögen.

Der Verfasser will den Beweis führen, daß „der Kampf um den Besitz“ kein bedenkliches soziales Merkmal der Neuzeit sei. Daß ihm dies gelingt, ist sicher. Als ob man noch niemals den Kampf zweier Hunde um den Besitz eines Knochens gesehen hätte! Und doch sind die Hunde noch nicht einmal so entwickelt, wie die Menschen in der Urzeit. Das Bedenklichste an der Broschüre ist übrigens, daß der Verfasser obigen Beweis noch führen will. Wir glauben, daß derselbe gar nicht erst erbracht zu werden braucht, ebenso wenig als der, daß die Menschen geboren werden, sich entwickeln und sterben. Sehen wir also kurz über den „Beweis“ hinweg. Der Verfasser nimmt als erstes Stadium den Kampf des Menschen mit der Natur an, der letzterer ihren Besitz abringt. Dann sucht sich der Mensch in den Besitz seines Nebenmenschen zu bringen — das ist die Zeit der Sklaverei. Darauf tritt die Frohnarbeit ein; der eine Mensch sucht den Besitz der Arbeitskraft seines Mitmenschen zu erringen und jetzt, wo der Besitz der Arbeitskraft an den „freien“ Menschen gebunden, also nicht unmittelbar übertragbar mehr sein soll, sucht ein Mensch des anderen Arbeitskraft soviel wie möglich auszunutzen.

So sind wir denn in der modernen Gesellschaft angelangt, von der der Herr Verfasser nunmehr sagt, daß mit der Einführung des Grundeigentums in Folge der schrankenlosen Verfügungsfreiheit die Ungleichheit der Güterverteilung für die Grundeigentümer drückend geworden sei, da die Besitztümer bei irgend welchen Kalamitäten gezwungen würden, bei dem mobilen Kapital schwerdrückende Hilfe zu suchen.

Aber auch der Handwerkerstand sei von dem Großkapital und der Großindustrie in Abhängigkeit gerathen. So sei der Besitz nach und nach ein Werkzeug zur Beherrschung des Menschen durch den Menschen geworden und führe zur Unfreiheit.

Der Verfasser erörtert nun diese Taktik des Kampfes um den Besitz näher. Er bespricht vor Allem den Kampf, wie er in der Gegenwart geführt wird, nämlich das in die Augen springende Vorherrschen des Kampfes der Menschen unter einander. Es kämpfen, sagt er, die Besitzenden unter einander durch natürliche Besitz-Zentralisation und durch künstliche. Die natürliche, nämlich die Konsolidation des Grundeigentums und die Agglomeration des Kapitals, wird vollzogen, indem jeglicher Besitz sich stetig mit Hilfe des darin angelegten und darauf verwendeten Betriebskapitals durch neue, die Entstehungslosten an Werth übersteigende Güterzeugung zu vermehren sucht. Mit dieser Vermehrungs-Tendenz geht die Anziehung Hand in Hand, welche der Anlagebesitz stets auf das Betriebskapital ausübt; sie vermehren sich und die Folge davon ist eben die Besitz-Zentralisation. Allein diese natürliche Besitz-Zentralisation genügt dem Interesse der Besitzenden nicht und dem ungleichen Besitz wurde noch ungleiche Macht und ungleiches Recht zugesetzt, ein System, welches den Großgrundbesitz auf Kosten des Kleingrundbesitzes begünstigt, die Kluft zwischen Reich und Arm stets erweiterte, Handelsverträge abschloß zum Nachtheil des Kleingrundbesitzes, indirekte Steuererlässe erließ, damit die Steuerlast vom Großbesitz abgewälzt werde. Es ist ein Zirkulus, wonach das Maß der politischen Macht vom Maß des Besitzes und das Maß des Besitzes wiederum vom Maß der politischen Macht abhängt.

Es kämpfen ferner die Besitzenden gegen die Besitzlosen, vor Allem die Besitzlosen gegen die kleinen Unternehmer, um diese an der Aneignung der, wenn auch nur ausnahmsweise gelingenden rudimentären Besitzbildungen zu hindern. Der Kampf ist ein ungleicher; der Antheil an der Beute geschieht so, daß die Besitzlosen sich mit dem Lohne begnügen müssen; es geschieht die Theilung nach der alten Kriegsregel: Dem Führer die Beute, dem Soldner den Sold. Die Härten dieses Theilungsmodus werden nur unbedeutend dadurch gemildert, daß die Unternehmer ihren besitzlosen Streitgenossen hier und da Antheile an Gewinn (Antikennen) gewähren; auch die humanen Gegenleistungen sind nur ein geringer Theil der von den Unternehmern ihren besitzlosen Streitgenossen weggenommenen Arbeitserträge. Ihr Maß ist eine so unbedeutende Quote des Unternehmergewinnes, daß es als Ausgleichsmittel im sozialen Theilungsprozess nicht ernst genommen werden kann. Der Ertrag wird nach Auszahlung der besitzlosen Streitgenossen folgender Art getheilt: Unter dem Namen des Zinses (Kapitalzinses im weiteren Sinne) und zwar sowohl des Grund-, Pacht- und Bodenzinses, wie des eigentlichen Kapitalzinses, ferner unter dem Namen des Unternehmerlohnes, endlich unter dem Titel des Unternehmergewinnes bekommt den Löwenantheil der Besizende. Dem Grundsatz der wirtschaftlichen Gerechtigkeit wird hierbei nicht entsprochen und eine Folge dieser Art des Kampfes und der Theilung ist das Schwanden des Mittelstandes. Der Grundbesitz erscheint einerseits in unübersehbaren Labilumständen konfolidiert, andererseits in Millionen Parzellen zerbrockelt; der mittlere Grundbesitz schwandet und anstatt zweiseitiger Vohndverträge, finden wir nur einseitige, durch die politische Macht des Besitzes gebilligte Sayungen. Auch durch Konveniens-Ehen häuft sich der Besitz.

Wir sehen also, daß der Verfasser den Kampf der Gegen-

wart in scharfer und zwar nicht in antisozialistischer Weise schildert. Daß er ferner die Rechtmäßigkeit, wenigstens die moralische Rechtmäßigkeit des gegenwärtigen Besitzes sehr stark anzweifelt und daß er die gegenwärtigen sozialen Zustände keineswegs als gute, wünschenswerthe hinstellt.

Deßhalb leitet er den Leser auch aus den sozialen Kämpfen der Gegenwart hin in die sozialen Kämpfe der Zukunft, in welchen er das Vorherrschen des Kampfes der Menschen gegen die Natur hinstellt, dessen Taktik die wirtschaftliche Gerechtigkeit sei. Der Verfasser sieht eine Zeit kommen, wo man Strafen auf die wirtschaftliche Ausbeutung des Menschen durch den Menschen legen wird; solche wirtschaftliche Ausbeutung führe jetzt schon zu einem Streite der Sonderinteressen mit dem Staats- und Gemeininteresse. „Das Staatsinteresse werde aber zum Siege gelangen, indem die Besitzlosen sich an der staatlichen Rechtsbildung beteiligen werden.“

Das ist offenbar ein sozialistischer Gedanke, oder wenigstens die Abnung eines solchen, wenn auch unklar und unpräzise ausgedrückt.

Der Verfasser meint dann zum Schlusse, daß die notwendige Allianz der Besitzlosen mit dem Staate gegen die private Besitz-Zentralisation durch Förderung des Assoziationswesens wirken würde und zwar zu ökonomischen und zu Bildungszwecken. — Das heißt doch: zu allgemeinen gesellschaftlichen Zwecken.

Wenn der antisozialistische Verein zu Wien mit derartigen Broschüren einverstanden ist, so ist das gewiß kein Unglück. Obgleich wir den Autor weder in Beziehung auf Inhalt noch Form durchaus loben können, müssen wir doch anerkennen, daß seine Arbeit geeignet ist, bei der großen denktrüben Masse der „Gebildeten“ wenigstens das stumpfsinnige Vorurtheil gegen ein eingehendes, unbesangenes Erwägen des sozialen Problems zu zerstören. Möge nur mehr dergleichen kommen.

Politische Uebersicht.

Zu der Plenarsitzung der internationalen Telegraphen-Konferenz, welche am Sonnabend stattfand, wurde zuerst eine Reihe technischer und Reglementsfragen erledigt. Dann erfolgte der Bericht der Tarifkommission. Nachdem der Berichterstatter, erster Delegirter Frankreichs, Herr Fribourg, den verwickelten Gang der Kommissionsverhandlungen mit großer Klarheit und Präzision auseinandergesetzt hatte, begannen die Diskussionen, aus deren Resultat sich die Annahme des einheitlichen Tariffsystems ergab. Es stimmten 25 Staaten, wovon 21 mit ja, 4 enthielten sich der Abstimmung wegen noch nicht eingetrossener Instruktion. Eine verneinende Stimme wurde überhaupt nicht abgegeben. Oesterreich-Ungarn, Rußland, England, Frankreich stimmten mit Deutschland, ebenso alle übrigen europäischen Staaten, abgesehen von jenen vier Enthaltungen. Die zweite Lesung wird in etwa 8 Tagen stattfinden.

Der Gedanke, die Gebühren für Kabeltelegramme erheblich zu ermäßigen, so weit es sich um solche für die Presse handelt, ist, wie man den „Hamb. Nachr.“ aus Berlin mittheilt, auch auf dem Telegraphen-Kongress aufgetaucht; man hat aber bis jetzt noch kein Mittel zur Verhütung des Mißbrauchs der der Presse zu gewährenden Ermäßigung für andere, namentlich kommerzielle Zwecke, ausfindig gemacht.

Der Janz im konservativen Lager dauert fort. „Kreuzzeitung“ und „Post“ liegen sich noch immer in den Haaren. Erstere beschuldigt die letztere der Demagogie und versichert, „daß Alles, was einen Beigeschmack von Demagogismus habe, nicht ihre Sache sei.“ Die nationalliberal-konservative „Magd. Ztg.“ bemerkt dazu: „Je mehr wir mit der „Kreuzzeitung“ in diesem Geschmach uns eins wissen, um so weniger verständlich ist uns ihre Vorliebe für Herrn Stöcker und seine Agitation, die jedenfalls an „demagogischem Beigeschmack“ nichts zu wünschen übrig läßt. Wir möchten kühn behaupten, daß das Demagogentum mit all' seinen Künsten und leidenschaftlichen Affekten niemals gründlicher geübt worden ist, als in der unter der besonderen Protektion der „Kreuzzeitung“ stehenden Stöcker'schen Bewegung. In diesem Augenblicke ist dieselbe z. B. sehr lebhaft damit beschäftigt, die in der Vorbereitung begriffenen kirchlichen Wahlen der Berliner Gemeinden zu beeinflussen. Schon jetzt strömen die von den christlich-sozialen Agenten unterwiesenen Wähler herbei, um sich in die Gemeindelisten eintragen zu lassen, wobei insbesondere bei denjenigen Gemeinden ein starker Zugzug christlich-sozialer Elemente sich bemerkbar macht, in dem es sich darum handelt, die bisherige freisinnige Majorität durch eine solche von Stöcker'scher Richtung zu ersetzen. Es gilt hier für die freisinnige Richtung, sehr auf der Hut zu sein.“ — Die Magdeburgerin befindet sich im Irrthum, wenn sie glaubt, daß die „Post“ dem Stöcker-Kultus fern stehe. Für den zweiten Luther sind beide in fast gleichem Maße enthusiasmirt. Eröglück ist die Wahrung des Blattes an die „freisinnigen“ Berliner Kirchenwähler, sich nicht durch den Anhang des Herrn Stöcker verdrängen zu lassen. Der „Freisinn“ Derjenigen, welche sich an den Berliner Kirchenwahlen beteiligen, dürfte selbst mit Hilfe der Lupe schwer zu

Abend in New-York erinnert werden. Sie halten sich für Wörber, doch werden sie ohne Zweifel ganz anders auftreten, sobald sie erfahren, daß ihr vermeintliches Opfer noch lebt — aber gleichviel, wir sind an Ort und Stelle, zeigen sie sich störrisch, so werden sie in die Wüste hinausgejagt.“

Elliot hatte auf die Unterhaltung seiner beiden Gefährten kaum geachtet. Er schien mit anderen und wichtigeren Dingen beschäftigt zu sein und denselben seine ganze Geisteskräfte zuzuwenden. Seine Züge waren wieder so ernst und verschlossen wie nur je; aber eine gewisse Zufriedenheit thronte auf denselben, als sei er zu einem Entschlusse gekommen, von dessen Ausführung er einen unsehlbaren Erfolg erwarten dürfte.

Ehe sie in den Eingang des Hättenvierecks einbogen, wo schon eine große Anzahl der Bewohner des Forts zum Empfang der neuen Ankömmlinge versammelt war, hielt Elliot sein Pferd noch einmal an, und nachdem er sich überzeugt, daß La Bataille sich außerhalb der Hörweite befand, wendete er sich an seine Begleiter.

„Ihr behauptet, es bestände eine heimliche Neigung zwischen Gertha Jansen und dem Schiffslieutenant,“ sagte er, seine Blicke in die Augen der beiden Schweden förmlich eindringend, „gut, es mag darum sein, laßt sie sich lieben, so viel sie nur immer wollen; was das junge, im Glauben an unsere heiligen Satzungen noch schwankte Rohr nicht aus frommer Neigung und Umgebung für die geläuterte Religion thut, das geschieht eben so pünktlich, vielleicht noch pünktlicher, wenn dadurch ein geliebtes Haupt von dem sichern Verderben gerettet wird. Schweigt über Alles, meine Brüder; ich kenne die hiesigen Verhältnisse genau; überlaßt mir, nach eigenem Ermessen zu handeln, und es wird mir gelingen, Alles zur Ehre des Erlösers und zur Verherrlichung des neu gegründeten Zion auszuführen.“

Bei diesen Worten leuchtete Elliot's Gesicht in wildem Enthusiasmus, und Grausamkeit und eine ungewöhnliche Willenskraft sprühten zugleich aus seinen finstern beschatteten Augen.

„So geschehe es zur Ehre des Erlösers und zur Verherrlichung des neu gegründeten Zion,“ wiederholten Jansen und Reynolds, indem sie, Elliot's Beispiel folgend, ihre Pferde anspornen.

finden sein, denn wirklich freisinnigen Männern kann es wohl ganz gleichgültig sein, wer in den Kirchenrath gewählt wird.

Der „Reichsanzeiger“ meldet: Unter Bezugnahme auf die von den Regierungen der Bundes- und Seestaaten wegen der gesundheitspolizeilichen Kontrolle der Seeschiffe erlassenen Vorschriften wird hierdurch bekannt gemacht, daß der Hafenplatz Marseille als der Cholera verdächtig anzusehen ist.

Infolge der durch das Reichsgesetz vom 5. Juni 1885 beschlossenen Ausdehnung der Unfall- und Krankenversicherung sind 128 Betriebe von Privatbahnen und im öffentlichen Verkehr liegenden Straßenbahnen mit 30 993 Arbeitern zur Anmeldung gelangt. Außerdem sind noch 210 Eisenbahnbetriebe mit 2586 Arbeitern angemeldet, welche gewerblichen, land- oder forstwirtschaftlichen Zwecken dienen. Im Ganzen waren einschließlich der industriellen und gewerblichen Betriebe bis zum 6. August d. J. 180 355 Betriebe mit 2 866 787 Arbeitern beim Reichsversicherungsamte angemeldet, welche unter die Bestimmungen des Kranken- und Unfallversicherungs-gesetzes fallen.

An Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern sowie anderen Einnahmen sind im Reich für die Zeit vom 1. April 1885 bis zum Schlusse des Monats Juli 1885 einschließlich der kreditirten Beträge (und verglichen mit der Einnahme in demselben Zeitraum des Vorjahres) zur Anichreibung gelangt: Zölle 76 434 043 M. (+ 4 821 093 M.), Tabaksteuer 2 018 944 M. (+ 674 271 M.), Rübenzuckersteuer 71 512 515 M. (- 14 565 475 M.), Salzsteuer 10 528 068 M. (- 127 478 M.), Branntweinsteuer 8 958 013 M. (- 496 489 M.), Uebergangsgabgaben von Branntwein 32 528 M. (- 7 164 M.), Brausteuer 6 911 947 M. (+ 458 705 M.), Uebergangsgabgaben von Bier 589 788 M. (+ 62 092 M.); Summe 33 950 866 M. (- 9 180 445 M.) — Spielartenstempel 234 134 M. (+ 6 868 M.), Wechselstempelsteuer 2 242 270 M. (+ 10 358 M.), Stempelabgabe für Werthpapiere, Schulnoten, Rechnungen und Lotterieloose 3 673 872 M. (- 812 365 M.) — Die zur Reichskasse gelangte Zöln-Einnahme, abzüglich der Ausfuhrvergütungen und Verwaltungskosten, beträgt bei den nachbezeichneten Einnahmen bis Ende Juli 1885: Zölle 68 746 751 M. (+ 5 649 465 M.), Tabaksteuer 1 803 130 M. (+ 896 511 M.), Rübenzuckersteuer 27 089 280 M. (- 28 487 761 M.), Salzsteuer 11 444 269 M. (- 78 440 M.), Branntweinsteuer und Uebergangsgabgabe von Branntwein 13 344 532 M. (- 682 332 M.), Brausteuer und Uebergangsgabgabe von Bier 6 360 264 M. (+ 448 578 M.); Summe 128 788 226 M. (- 22 252 979 Mark). Spielartenstempel 329 275 Mark (+ 5 405 M.).

Danzig, 22. August. Kürzlich wurde gemeldet, daß die von der hiesigen Staatsanwaltschaft gegen die 42 ausländischen Bewohner Danzigs, welche bei der Reichstagswahl am 28. Okt. v. J. mitgestimmt hatten, erhobene Anklage wegen intellektueller Wahlfälschung von der Anklagammer des hiesigen Landgerichts zurückgewiesen, die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt worden sei, daß aber die Staatsanwaltschaft gegen diesen Beschluß das Rechtsmittel der Beschwerde eingelegt habe. Zuverlässiger Mittheilung der „Danz. Ztg.“ aus Marienwerder zufolge hat nunmehr der Strafsenat des dortigen Oberlandesgerichts die Beschwerde der Staatsanwaltschaft für begründet erachtet, daher die Eröffnung des Hauptverfahrens angeordnet und die Anklagesache zur öffentlichen Verhandlung und Entscheidung vor die Strafkammer in Danzig verwiesen.

Frankreich.

Von dem englischen auswärtigen Amt sowohl, als auch von dem Major Ritchener, der nach Rocheforts Behauptung direkt an der Erschießung Pain's betheiligt gewesen sein soll, wird in Abrede gestellt, daß Pain auf Befehl eines englischen Beauftragten erschossen worden sei. Dagegen veröffentlicht der „Intransigent“ einen weiteren Briefbogen dem früheren Dolmetscher Selikowitsch, in welchem dieser seine Anschuldigungen trotz der gegenbezüglichen Behauptungen aufrecht erhält, indem er auch jetzt behauptet, daß Olivier Pain am 18. April auf Befehl der englischen Behörden erschossen worden sei. Der Brief von Selikowitsch enthält außerdem eine von dem früheren Oberst des Generalstabes in Egypten, Owen Lanyon, ausgestellte Bescheinigung, in welcher Selikowitsch als ein ebenso eifriger wie fähiger Beamter bezeichnet wird. — Rochefort wird zum nächsten Mittwoch eine Versammlung einberufen, welche gegen das Verhalten der englischen Regierung ihre Entrüstung kund geben soll. — Ein Telegramm aus Paris meldet, die französische Regierung habe ihren diplomatischen Agenten anbefohlen, Nachforschungen über den Tod Pain's anzustellen, sie werde nach dem Resultat ihr weiteres Verhalten England gegenüber einrichten.

Spanien.

In Spanien dauert die Erregung über die deutscherselbst erfolgte Besitzergreifung der Karolinen-Inseln fort. Für die nächsten Tage wird eine imposante Volksdemonstration vorbereitet, in welcher das Recht Spaniens auf die Karolinen-Inseln betont werden soll. Es geht hier das Gerücht, daß eine Anzahl Personen, welche preussische Orden besitzen, sie zurückgefordert haben.

Gleich darauf wurden sie auf dem Hofe von den herbeieilenden Männern mit zutraulichem, aber eigenthümlich gemessenem Wesen als Brüder willkommen geheißen. —

Beatherton und Raft waren um diese Zeit bereits in ihr Gefängniß zurückgekehrt. Ersterer hatte sich nachlässig auf sein Lager geworfen und zählte, zur Deke hinausschauend, mechanisch die Aeste an den unbehauenen Balken, während der Bootsmann, die Hände auf dem Rücken, in dem kleinen Gemach auf- und abschrift und dabei mit einem Eifer seinen Labal laute, als wenn sein Leben von dieser Arbeit abgehängen hätte.

Das Gefängniß lag dem Eingange des Forts schräg gegenüber, und bestand aus einer kleinen Blockhütte, deren Balken, um ein Verschließen derselben gänzlich unmöglich zu machen, noch durch eiserne Klammern mit einander verbunden waren. Die aus schweren Planen roh gezimmerte Hausthür war ebenfalls mit eisernen Bändern beschlagen worden, doch führte dieselbe nicht unmittelbar in den Gefängnißraum, sondern in eine Art Vorstube, die wieder von dem eigentlichen Gefängniß durch eine von schwer auf einander ruhenden Balken hergestellte Wand und eine entsprechende Thür getrennt wurde. Ein einziges kleines Fenster mündete auf den Hof und erleuchtete nur spärlich den abgeschlossenen Raum, und zwischen den oft nicht genau auf einander passenden Balken das Tageslicht hätte eindringen können, da waren die Deckungen und Spalten sehr sorgfältig mit Steinen zugeleilt und demnächst mit feuchter Lehmerte verputzt worden.

Ursprünglich war die Hütte nicht zu einem Gefängniß bestimmt gewesen, man hätte bei dem ganzen Bau sonst wohl mehr Rücksicht auf Festigkeit genommen. Außerdem fehlte es der eisernen Fensterergitterung sowohl, als auch den übrigen Beschlägen an, daß sie erst nachträglich, als man vielleicht in Verlegenheit um ein Gewehr für einpangene böswillige Eingeborene gerieth, angebracht worden waren.

Wenn nun die vier nackten Wände, der staubige Lehmfußboden und das einfache Kamin als hinreichende Bequemlichkeiten für Indianer erachtet wurden, so hatte man sie doch als ungenügend für zivilisirte Menschen befunden, und

Italien.

Der jüngst unter der Anführung, Pläne aus dem Marineministerium entworfen zu haben, verhaftete Redakteur des „Journal de Rome“, Charles Dorides, hat das ihm zur Last gelegte Vergehen bereits eingestanden. Die an Frankreich verkauften Pläne beziehen sich auf die Befestigung Spezia, die Ausrüstung und Typen des eben vom Stapel gelassenen „Morosini“, sowie auf die neuesten Torpedo-Konstruktionen und das kombinierte Seeverteidigungssystem der italienischen Flotte.

Großbritannien.

Aus Liffowal in Irland werden arge Ausschreitungen gemeldet, die sich bei der Wahl eines Medizinalbeamten für das Militärhospital in Dublin entwickelten und besonders gegen einen Priester gerichtet waren, der seine entscheidende Stimme gegen den Wahlkandidaten, einen Protestanten, abgegeben hatte. Beim Bekanntwerden des Resultats der Wahl beschloß die Volksmenge alle Fensterscheiben im Komiteezimmer zu hämmern alsdann in furchtbarer Weise mit großen Steinen gegen die Thür. Die Wuth der Menge richtete sich hauptsächlich gegen den Priester, der als Wagner, Schurke und kein Freund der Armen ausgeschrieben wurde. Fast das ganze Komitee war eine Stunde lang eingeschlossen, da sich Niemand hinauswagte, und häufig wurden die Rufe gehört: „Stecht das Haus an!“, „Verbrennt sie!“ Erst der herbeigerufenen Gendarmen gelang es, den Tumult zu beschwichtigen.

Sonnabend Nachmittag fand im Hyde Park zur Unterhaltung der von der „Ball Mail Gazette“ angeregten und sodann von mehreren Bischöfen, Lords, Deputirten und zahlreichen politischen Persönlichkeiten begünstigten Bewegung zum Schutze junger Mädchen eine öffentliche Versammlung statt. Über 300 000 Personen waren anwesend. Von 11 Tribünen aus wurden zahlreiche Reden gehalten und sodann Resolutionen angenommen, nach denen die Bürger aufgefordert werden sollen, die Behörden bei der Ausführung des von dem Parlament zum Schutze junger Mädchen angenommenen Gesetzes zu unterstützen.

Ägypten.

Noth und Elend scheinen in Ägypten in immer größerem Maße um sich zu greifen. Der ägyptischen Regierung ist telegraphisch die Nachricht zugegangen, daß es in Oberägypten zu blutigen Zusammenstößen gekommen sei und die Bevölkerung, welche an Lebensmitteln Mangel leidet, sich der öffentlichen Rassen bemächtigt habe.

Lokales.

Auf den Linien der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn Kreuzberg-Beerenstraße und Gesundbrunnen-Mollenmarkt besteht seit längerer Zeit die auf Anordnung des königlichen Polizeipräsidenten veranlaßte Einrichtung, daß der Vorderpertron der Wagen auf der rechten Seite, welche zuvor durch ein Gitter abgeschlossen war, auch während der Fahrt durch Weglassung dieses Gitters offen gehalten wird und damit der direkte Verkehr der Fahrgäste zwischen dem Vorderpertron und der Straße ermöglicht ist. Dieser direkte Verkehr gewährt den Vortheil, daß die Fahrgäste des Vorderpertrons beim Befahren und Verlassen der Wagen nicht erst die innere Wagenabtheilung zu passieren haben, mithin Zeit ersparen, und daß andererseits den Fahrgästen im Innern des Wagens nicht das Lärmen der Vorderpertronen für und der Durchgangsverkehr Unbequemlichkeiten bereiten. Da der bisherige Versuch mit dieser auch in anderen Städten mit Erfolg eingeführten Einrichtung keine Veranlassung zu Bedenken gegeben hat, wird derselbe, wie uns mitgetheilt wird, vom 2. d. M. auf Veranlassung der Polizeibehörde auf sämtliche Linien der gedachten Gesellschaft ausgedehnt werden. Diese Erleichterung im Bahnverkehr wird gewiß allgemein Anerkennung finden und steht zu wünschen, daß das fahrende Publikum durch Beachtung der nöthigen Vorsicht bei ihrer Benutzung dazu beitragen möchte, daß sie auch dauernd beibehalten werden kann. In dieser Beziehung möchten wir darauf aufmerksam machen, daß es sich sehr empfiehlt, zur Abwendung von Unfällen das Befahren und Verlassen des Vorderpertrons der Wagen während der Fahrt ganz zu vermeiden und die Einrichtung nur an Halteplätzen zu benutzen, da schon die Erfahrungen beim Befahren und Verlassen des Hinterpertrons während der Fahrt gelehrt haben, daß eine besondere Gewandtheit und Uebung dazu gehört, um dies ohne Gefahr wagen zu können.

Die Gutherzigkeit der Berliner zeigte sich bei der Verurteilung zweier Opfer der jüngsten Feuerwerks-Explosion, welche am Morgen Vormittag auf dem alten Georgen-Kirchhofe in der Potsdamer Allee stattfand, wieder im schönsten Lichte. Gleich nachdem der Tod des Richard Haschoff bekannt geworden, sprach Herr Strewe, der Direktor des Schweizer-Gartens, bei dessen Feuerwerken der Verunglückte mitgearbeitet hatte, den Wunsch aus, daß derselbe feierlich beerdigt werden möge. Der Direktor stellte sich mit einem namhaften Betrage an die Spitze einer Sammlung, an welcher sich das ganze Personal und sämtliche Stammgäste beteiligten. Inmitten der Vorbereitungen starb der mitverunglückte Arbeiter Gustav Kopp. Der

gänzlich mittellose Vater desselben kam nach dem Schweizer-Garten und bat flehentlich, auch für die Beerdigung seines Sohnes etwas zu thun. Es wurde nunmehr beschlossen, beide Opfer gemeinschaftlich zu beerdigen, und nun entstand ein allgemeiner Wettstreit, die Beerdigung so feierlich als möglich zu gestalten. Der Kapellmeister des Ostend-Theaters erbot sich, die Musik unentgeltlich zu stellen, der Inhaber des Beerdigungs-Instituts „Thanatos“ stellte für den Preis der einfachsten Särge zwei mit Beschlägen, Flor und Vorbeerkränzen reich verzierte Särge. Die Leichen wurden aus der Charité-Gemeinde ausgedient und die Grabstätten auf dem alten Georgenkirchhofe erworben. Auf dem Friedhofe sammelte sich ein Trauergeloge von etwa vierhundert Personen, darunter die Familie Strewe, die Schauspieler des Ostend-Theaters und Schweizer Gartens, das Verwaltungspersonal beider Etablissements, sämtliche umhauften Feuerwerker Berlins und viele Privatpersonen. Pastor Freydanck von der Bartholomäus-Kirche knüpfte in seiner Leichenrede an den bekannten „Chor der barmherzigen Brüder“: „Nach tritt der Tod den Menschen an!“ und betonte in seiner zu Herzen gehenden Rede, daß es das Bestreben des Haschoff kurz vor seinem Tode war, mit seinen sauer verdienten Ersparnissen seine vaterlose Schwester für die bevorstehende Konfirmation auszustatten. Der plötzliche Tod habe dieses Vorhaben durchkreuzt. Der junge Kopp dagegen sei an dem ersten Tage vom Tode ereilt worden, an dem er in das Geschäft der Gebrüder Haschoff eingetreten. Unter den üblichen Chorälen wurden die beiden Särge neben einander ins Grab gesenkt. Zahlreiche Kränze füllten dasselbe. Nach der Beerdigung wurde eine Sammlung für die mittellosen Angehörigen der Todten veranstaltet, die einen namhaften Betrag ergab, welcher den dankerfüllten Familien eingehändigt wurde.

R. Ueber den Grund zum Selbstmord des aus der dritten Etage gestürzten Werdebahn-Schaffner Richter in der Thurmstraße erfahren wir noch folgende Details: R. hatte sich seiner Zeit auf der Straße Spittelmarkt-Waldstraße ohne eigene Schuld einen Rippenbruch zugezogen. Nach seiner Herstellung beschäftigte die Direktion den bereits vier Jahre in Dienst befindlichen Beamten zwar noch kurze Zeit im Bureau, entließ ihn dann aber plötzlich als überzählig ohne jede Entschädigung oder Pension. Auf Jureden seiner Frau hat sich R. auf seinem Polizeirevier Rath geholt, ob er nicht Ansprüche irgend welcher Art gegen seine frühere Direktion erheben könne. Nach einer jedenfalls abschläglichen Antwort nahm R. sich sein Unglück so sehr zu Herzen, daß er in einem Anfall von Tiefinn den grauenvollen Selbstmord beging.

In unserem Nachbardorfe Stralow, draußen auf der Wiese, gerade gegenüber dem Jenner'schen Lokal in Treptow und den erstehenden Laubmassen der Heinde'schen Insel liegt ein anderes Wassergrundstück, das den poetischen Namen „Der Glasberg“ führt. Es befindet sich hier hart am Ufer ein künstlicher, mit einer achteckigen großen Laube bedeckter Hügel, dessen Böschungen mit buntem Glasfluß malerisch bedeckt sind und der von einer wirkungsvollen Baumgruppe umgeben ist. Dieser Glasberg hat — wer hätte das wohl geahnt! — seit einiger Zeit eine kulturhistorische Bedeutung dadurch erlangt, daß die kleine Gemeinde der „Heiligen der letzten Tage“, die Mormonen von Berlin, ihn zum Schauplatz ihrer Tausen auswählten. Ein Augenzeuge schildert in der „Nat. Zig.“ den Hergang eines solchen wunderbaren, an mehreren Abenden vollzogenen Tausens folgendermaßen: Das Tausen am Glasberg wurde in aller Gründlichkeit ausgeführt. Die Brüder nahmen die linke Seite und die Schwestern die rechte Seite des Bieredls ein, auf dem sich der kleine Hügel erhebt, und nun fleideten sich die Tauslinge im Dunkeln, umgeben von ihren Geschlechtsgegnossen, aus und legten die helle, weiße Taufkleidung an. Alsdann schritt der Älteste oder Apostel, welcher den Taufakt vollzog, die kleine Treppe zum Fluße hinab, und den ersten Tausling an der Hand führend, stieg er etwa zehn Schritte weit hinein, bis der Strom ihre Hüften umfloss. Mit leiser, nicht vernehmlicher Stimme hielt er eine Ansprache, ließ sich dann vom Tausling dessen Namen nennen, „Bruder so und so“ und taufte ihn darauf, indem er ihn mit starker Hand vollständig unter das Wasser drückte, worauf der Getaufte das Wasser verließ, um sich anzuscheiden und einem anderen Platz zu machen. So wurden nach und nach zwei Brüder und drei Schwestern getauft, die jüngste ein kleines Mädchen, das sich für die Prozedur tapfer genug benahm. Nachdem Alle angekleidet und die Taufgewänder ausgezogen worden waren, stiegen die Heiligen der letzten Tage die kleine Treppe hinauf, welche zur eigentlichen Laube des Glasbergs führt. Hier war es, wo der Missionar aus Utah, ein langer, sorgfältig geputzter Amerikaner mit dunklem Bart, der sich bis dahin schweigend verhalten hatte, in Thätigkeit trat. Es erfolgte nunmehr nämlich die „Ertheilung des heiligen Geistes“ an die neuen getauften Brüder und Schwestern durch „Auslegen der Hände“. Der erste Tausling nahm sitzend Platz und vier oder fünf der Ältesten der Gemeinde, darunter der Missionar, legten ihre Hände auf ihn, während „die Heiligen“ — getrennt, zur einen Hälfte die Schwestern, zur andern die Brüder — und dahinter wir Sommergäste aus Stralow, den Raum der Laube als

stehende Gruppe erfüllten. Mit leiser Stimme sprach nun der Missionar die auswendig gelernte rituelle Formel mit stark englischem Akzent. „Wir bitten ihn, kraft des Amtes, das er hat mich urchen, — um den heiligen Geist“ — mehr war in der Entfernung nicht zu verstehen. Es folgte Tausling Nummer Zwei, auf den gleichfalls alle Gemeindeglieder die Hände auflegten, während ein anderer die Formel der Geistesausgießung sprach, beim dritten Tausling sprach ein dritter dieselben Worte und so fort, bis allen fünf „die Gabe des Geistes“ ertheilt war. Die Feierlichkeit wurde nicht im mindesten dadurch gestört, daß über die dunkle Fläche des Stromes zu unseren Füßen Ruder- und Segelboote dahinglitten, von deren Bord manch' profanes Liedlein erklang, daß quer über den Fluß der breite Lichtstrom der Laternenreihen des Jenner'schen Restaurants in Treptow erglänzte und Gläserflirren und Stimmengewirr ertönte.

Das fatale Schicksal, unmittelbar nach der Trauung verhaftet zu werden, traf, wie aus Potsdam geschrieben wird, am Freitag einen jungen Chemiker. In der dortigen Nikolai-Kirche war der feierliche Akt vor sich gegangen, der Geißliche hatte den Segen gesprochen, und glückselig wollte die junge Frau am Arme des Mannes die Kirche verlassen, als plötzlich ein Diener des Geistes auf sie zutrat und den Neuwermählten für verhaftet erklärte. Man hatte einen lange gesuchten Dieb glücklich gefangen. Und so mußte denn der junge Gatte dicht an der Schwelle des Eheparadieses umkehren.

r. Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich am Sonnabend Nachmittag in der Schul'schen Bronzewaaren-Fabrik in der Raumnstraße. Ein Gefäß mit Benzin, das einem geheizten Kessel zu nahe gerückt war, explodirte und überschüttete mit seinem brennenden Inhalt den in der Nähe stehenden Heizer, der lichterloh brennend auf den Hof stürzte und hier von herbeieilenden Personen mit Erde beworfen wurde, um die Flammen zu ersticken. Als man die Erde wieder entfernte, lösten sich große Fleischtheile von der Brust und den Armen des Verunglückten ab, der sodann im hoffnungslosen Zustande nach Bethanien geschafft wurde. Der Verunglückte ist Ernährer einer zahlreichen Familie.

Dem Großmogul bleibt sein Repertoireglück treu, auch den Winter über scheint er zum Beherrscher des Repertoires auszuweichen zu sein. So hat er an der ersten Stelle seines Erfolges, dem Pariser Gaité-Theater bei der jeden beginnenden Saison sein Reintree gefeiert und Pariser Blätter verzeichnen den erneuten Erfolg der Audran'schen Operette. Auch das Berliner Friedrich-Wilhelmstädtische Theater weiß ähnliches zu melden. Die gestrige Sonntagsvorstellung fand vor ganz ausverkauftem Hause statt, welches sich in Beifallsbezeugungen überbot.

Das Belle-Alliance-Theater war am Sonntag total ausverkauft und fand die Aufführung des Volkschauspiels „Der Glöckner von Notre-Dame“ wieder die beifälligste Aufnahme. Am Sonnabend soll die letzte Novität in dieser Saison das Lustspiel „Mädchen-Ilusionen“ von Karl Gölitz zum ersten Male in Szene gehen.

Das heute im Zentral-Theater stattfindende erste Jubiläum der begonnenen Saison, die 25. Aufführung der Novität „Die wilde Rabe“ kann sich eines bisher noch nicht dagewesenen Erfolges rühmen: an den vorangegangenen 24 Abenden war das Zentral-Theater stets ausverkauft und Dir, Ernst sowohl wie das Publikum bedauerten, daß das Theater nicht über mehr Plätze verfügt, da die Zahl der nicht Eingelassenen oft derjenigen gleichkommt, welcher es geglückt ist, einen Platz zu erlangen.

Wasserstand der Spree in der Woche von 9.—15. August. (Angabe in Metern.)

| Tage | 9.8. | 10.8. | 11.8. | 12.8. | 13.8. | 14.8. | 15.8. |
|--------------|------|-------|-------|-------|-------|-------|-------|
| Am Oberbaum | 2,12 | 2,15 | 2,16 | 2,15 | 2,14 | 2,10 | 2,08 |
| Dammühle | | | | | | | |
| Oberwasser | 2,12 | 2,14 | 2,13 | 2,11 | 2,11 | 2,09 | 2,08 |
| Dammühle | | | | | | | |
| Unterswasser | 0,58 | 0,60 | 0,65 | 0,66 | 0,57 | 0,59 | 0,59 |

Polizei-Bericht. In dem Bier-Verlagsgeschäft von Reander u. Co., Blumenthalstraße 13, verunglückten am 20. d. M. Nachmittags der Arbeiter Eisner und am nächstfolgenden Tage der Arbeiter Schöpe dadurch, daß sie mit einem aus dem im Erdgeschosse belegenen Komitoir nach dem Keller führenden Fahrstuhl in Folge Herrensens der Windvorrichtung in den Keller hinabstürzten. Eisner erlitt eine Verstauchung des linken Fußes, Schöpe eine Schulterverrenkung. Am 21. d. M. Nachmittags geriethen in der Wäsche-Fabrik von Behrendt und Busch, Saarbrückerstraße 30, ein Lehrling und ein Laufbursche mit einander in Streit, welcher in Thätlichkeiten ausartete. Hierbei schlug der Laufbursche mit der Hand in ein von dem Lehrling bei der Arbeit benutztes Zuschneidmesser und wurde zwischen Daumen und Zeigefinger verletzt, so daß er nach der Rgl. Klinik gebracht werden mußte. Am 22. d. M. Vormittags wurde ein Arbeiter beim Lehmarbeiten auf einem Grundstück in der Danzigerstraße durch eigene Schuld dadurch veranlaßt und getödtet, daß er eine drei Meter hohe Lehmwand der Anweisung entgegen unterhöhlte. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — An demselben Tage wurde ein Mann in der

„Kommen mir vor, als führten sie nichts Gutes gegen uns im Schilde.“

„Wenigstens nichts Freundliches, denn nur auf Anrathen des Kleiners, der sich Reynolds nennt, wurden wir so schnell hierher zurückgebracht. Sie wollten uns den Anblick des jungen Mädchens nicht gönnen. Noch nichts von dem Wagen zu sehen, Jim? Sie müssen bald heranziehen, und in einem derselben befindet sich unbedingt das arme Mormonenmädchen.“

Raft schaute nach der Einfahrt hinüber, und da er dort nichts von Wagen entdeckte, so wendete er seine Aufmerksamkeit dem ihm sichtbaren Hause des Kommandanten zu, welches nach Elliot's Ankunft in einen völligen Aufruhr gerathen war. Es wurden daselbst, wie Raft deutlich zu unterscheiden vermochte, Hausgeräthe von dem einen nach den andern Gemach hinübergetragen, auch Betten wurden aufgeschlagen, und während die Freunde und Bekannten Elliot's alle mit Hand anlegten, stand er selbst etwas abseits mit seinen beiden Frauen, die er über irgend einen wichtigen Gegenstand auszuklären und mit strengen Verhaltungsmaßregeln zu versehen schien.

Diese letztere Gruppe fesselte vorzugsweise Raft's Theilnahme, denn nachdem er sie eine Weile betrachtet, stieg er einen so wilden Flug aus, wie nur je eines während eines unerwartet auffrischenden Teiphoons den Lippen eines überraschten Seemanns entrollte.

„Der lebendige Satan über diese Mormonen!“ rief er so laut aus, daß die Schildwache vor der Thür sich nach ihm umwendete, „da steht derselbe griechrämige falsche Prophet, der sich herausnahm, mit uns zu sprechen, als seien wir ein paar seiner ihm dienstbaren wurmfressigen Heiligenbilder, wie sie in den Straßen von Neapel spazieren getragen werden, und auf Kommando die Augen schließen, oder wie'n harpunierter Walfisch bluten müssen.“

„Jim, Du verwechselst die Katholiken mit den Mormonen,“ unterbrach Weatherton den eifernden Raft, denn es war ihm in der Einsamkeit seiner Raft fast zum Bedürfnis geworden, den alten Gefährten hin und wieder sprechen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

„Jim ich kenne Dich ja, und Du kennst mich, ziehe nur nicht gleich die Trauerflagge auf, wenn ich Dich etwas quäle.“

„Möchte wissen, wer hier die Flagge bis auf die Hälfte des Mastes hißt?“ knurrte Raft, seinen Spaziergang wieder fortsetzend. „Ich traure nicht und kenne keine Trauer, bestreite aber nicht, daß ich lieber die Klauen des Leoparden als diesen Sandballast unter meinen Füßen fühle,“ und indem er so sprach stieß er vor Unmuth so heftig mit dem Fuße in die lose Erde, daß eine dicke Staubwolke emporwirbelte und sich dann langsam durch das Fenster entfernte.

Seine Blicke folgten mechanisch der Staubwolke nach, und trafen auf die vor der Thür aufgestellte Schildwache, welche neugierig nach der ankommenden Gesellschaft hinüberschaute und die Gefangenen vergessen zu haben schien.

„Dicke, gesetzt den Fall, ich warte bis es Nacht wird, breche eine Platte aus der Mauer, schlage dem Burschen dort oder einem andern, der an seiner Stelle steht, den Schädel ein, theile mich mit Euch in seine Waffen und wir machen dann, daß wir davon kommen; ich denke, das ist originell.“

„Um mit Schimpf und Schande wieder zurückgebracht zu werden?“ erwiderte Weatherton bestimmt, „nein, Jim, keine Gewalt; wir sind Kriegsgefangene, die ausgelöst werden müssen, und geschickt dies nicht, so werden unser Freund Raft und die Delawaren schon andere Mittel zu unserer Befreiung entdecken. Und außerdem, Jim, ginge ja mein ganzer Zweck, weshalb ich die Luftfahrt nach dem Salzsee unternahm, verloren. Nein, Jim, keine Gewalt, sondern ruhig ausharren.“

Raft zuckte wie bedauernd die Achseln. „Ja, die Schürze?“ murmelte er vor sich hin; „ist zwar 'n schmutzes Fahrzeug, aber verdammt will ich sein, wenn nicht jedesmal Unheil im Winde ist, sobald es sich um Frauenzimmer handelt.“

„Schiene sich zu wundern, die beiden schwedischen Kontrebandirer, uns hier vorzufinden,“ fuhr er nach einer Pause fort.

„Und sogar noch lebendig vorzufinden,“ fügte Weatherton hinzu.

behal nach Weatherton's Ankunft einen Tisch und zwei Stühle in das Gemach gestellt, wie auch eine Schütte brennendes Heu hinzugefügt, welche die Gefangenen dann durch das Ausbreiten ihrer Decken in erträgliche Lager verwandelten.

Die Waffen waren ihnen bei ihrem Eintritt abgefordert worden, dagegen hatten sie alle übrigen Sachen, welche sie bei sich führten, mit hineinnehmen dürfen. Sie erfreuten sich daher derselben Bequemlichkeiten, welche ihnen das Leben im Freien geboten hatte, vielleicht noch größerer, indem sie sich unter einem sichern, schützenden Obdach befanden.

Während Raft also auf und ab wanderte und jedesmal, wenn er an dem vergitterten Fenster vorüber kam, seine Blicke in's Freie sandte, wurde seine Aufmerksamkeit bald durch diesen, bald durch jenen Gegenstand gefesselt, und indem er sich dann, je nachdem er gestimmt war, lauten Schmähsungen oder philosophischen Betrachtungen hingab, verschaffte er Weatherton eine Art von Unterhaltung welche ihm, trotz seiner trüben Stimmung, manches Lächeln entlockte.

So geschah es auch, als Raft die drei Reiter in geringer Entfernung von der Einfahrt halten und Elliot mit so entschiedenen Bewegungen zu Sansen und Reynolds sprechen sah.

„Bei Gott, Herr!“ rief er aus, indem er stehen blieb und sich halb nach Weatherton umwendete, „schämen würde ich mich wie ein Mädchen, welches von der Mutter beim ersten Ruf überrascht wird, in die Hände dieser heiligen Landpiraten fallen zu sein, wenn es Euch nicht eben so ergangen wäre.“

„Mit andern Worten, es ist Dir ganz lieb, daß ich mich hier bei Dir befinde,“ entgegnete Weatherton, ohne seine Blicke von der Decke abzuwenden.

„Dicke, es beliebt Euch, mein Junge, das Bugspriet auf dem Spiegel zu befestigen und meine Gedanken umzukehren,“ antwortete der Bootsmann mit einem leisen Wortwurf in dem heisern, aber unbeschreiblich wohlwollenden Ton seiner Stimme, „ich wollte sagen, es sei mir lieb, daß ich mich bei Euch befinde, und nicht Ihr bei mir.“

Potsdamerstraße von einem Schlaganfall betroffen und mittelst Droschke nach seiner Wohnung gebracht. — Zu derselben Zeit erlitt der in der Bronzwaarenfabrik von Schulz, Naun- straße 69, beschäftigte Geizer Wolf durch schwere Brand- wunden, daß er, um größere Hitze zu erzielen, etwa einen Liter Benzin in das Feuer unter dem Dampfessel goß und die auf- lobenden Flammen seine Kleider in Brand setzten. Er wurde nach Verhören gebracht. — Am 22. d. M. wurde der Zimmer- lehrling Gasse an der Sommer- und Dorotheenstraßen-Ecke von einer Droschke überfahren und an Händen und Füßen nicht unerheblich verletzt. — In der Nacht zum 23. d. M. wurde ein unbekannter Mann in angetrunkenem Zustande von einem die Eschauerstraße passierenden Pferde-Transport über- ritten und dabei deraartig verletzt, daß er nach der Charitee gebracht werden mußte.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Ueber Arbeiterschutzgesetzgebung spricht sich ein schweizerisches angesehenes Blatt der liberalen Bourgeoisie, der „Bund“ sehr trefflich aus: Gleichmäßige Einschränkung der Arbeitszeit in allen Ländern und strenges Verbot für die Fabrikanten, die Arbeitszeit nicht über das gesetzliche Maß auszuweiten, das ist das einzig wirksame Mittel gegen die industrielle Ueberproduktion. Nur in den allerdringendsten Fällen sollte von der Auf- hebung des Verbots für ganz kurze Zeit eine Ausnahme ge- macht werden können. Besser wäre es aber noch, letzteres gar nicht zuzulassen. Das also ist's, was man mit allen Mitteln anstreben soll. Abgesehen von der Entstehung neuer Fabriken und Erweiterung der alten zu Zeiten guten Geschäftsganges geht das Bestreben dahin, immer vollkommene Maschinen zu konstruieren, die bei gleichzeitiger Mehrleistung auch menschliche Arbeitskraft ersparen sollen, und der Fabrikant sieht sich sozu- sagen gezwungen, stets die besten davon anzuschaffen, um durch massenhafte Herstellung der Fabrikate mit wenig Arbeitskräften seine Konkurrenten in Billigkeit der Preise überbieten zu können. Schließlich muß auch noch für diesen Zweck der Lohn der Arbeiter mit erhalten, trotzdem diese ja schon manchen- ort zu wenig zum Leben haben. Wie soll das enden, wenn immer mehr produziert wird und weniger Arbeiter gebraucht werden! Mit der Zeit werden sich die Regierungen doch gezwungen sehen, hier ein kräftiges „Halt!“ zu gebieten, wenn die Menschheit nicht an ihren eigenen technischen Fort- schritten zu Grunde gehen soll. Auf keine andere Weise dürfte das aber erfolgreicher geschehen können, als daß man, je mehr die maschinelle Thätigkeit zunimmt, die Arbeitszeit in der ganzen Welt entsprechend verringert. Fortgesetzt geregelte Arbeit ist doch zehnmal besser, als einmal eine Zeit lang über- triebenes Arbeiten und dann wieder Darben, wie es bei der heutigen Produktionsweise in den meisten Ländern der Fall ist. Jedermann würde das bald einsehen lernen. Die Fabri- kanten könnten dann wieder lobendere Preise erzielen und den Arbeitern gereichte die maschinelle Produktion durch ihre Erleichterung der Arbeit erst dann zum Segen. Wenn ihm indeß die Maschinen das Brod je länger, desto mehr weg- nehmen, dann werden die Maschinen für ihn zum Flend! Für uns in der Schweiz, die wir bereits eine geregelte Ar- beitszeit besitzen, ist es ganz besonders wichtig, daß alle Län- der, je eher desto besser, zu einer internationalen Fabrikgesetz- gebung sich verleben. Darum möchten wir den Bundesrath ermuntern, zur Einführung einer solchen so viel als möglich beizutragen, und durch momentane Ablehnung anderer Regie- rungen sich nicht abschrecken zu lassen. Einmal wird und muß sie kommen.

Zur Statistik der Selbstmorde läßt sich die „Voll- st.“ aus Sachsen folgendes schreiben: Unser Königreich weist von allen Ländern der Welt die meisten Selbstmorde auf und diese sind in fortwährender Steigerung begriffen. Wenn auch im Jahre 1884 eine etwas geringere Anzahl von Selbstmorden stattfand, so sind sie doch seit 1860 — 1884 von 548 auf 1114 gestiegen. Prozentual heißt dies eine Steigerung von 2,5 Selbstmorden auf 1000 Einwohner im Jahre 1860 auf 3,7 im Jahre 1884, also um ein volles Drittel. Aus dem statistischen Jahrbuch für das Königreich Sachsen geht nun hervor, daß nach dem unglücklichen Kriege von 1866 eine be- deutende Steigerung stattfand, während nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 eine Abnahme der Selbstmorde sich zeigte. Es wäre nun thöricht, wenn man den Kriegen selbst eine besonders große Einwirkung auf die Selbstmordiffer zu- schrieb; es kommen vielmehr die Folgen der Kriege, resp. die wirtschaftliche Lage nach den Kriegen hauptsächlich in Betracht. So steigerte sich die Biffer nach 1866 noch bis in das Jahr 1868 hinein, während sie 1869 schon nachließ. Die wirtschaftlichen Zustände in Sachsen waren in den Jahren keine guten. In den Gründerjahren, wo Arbeitslohn liberal vorhanden war, haben wir nur eine geringe Zahl von Selbstmorden, im Durchschnitt von 1870—75 die Zahl von 700. Sofort beim Niedergang der wirtschaftlichen Verhältnisse im Jahre 1876 steigt die Zahl auf 981, im Jahre 1877 auf 1114 und ist seit jener Zeit auf derselben Höhe geblieben. Nur die Jahre 1881 und 1883 liefern eine Zahl von über 1200. Aus dieser Zusammenstellung geht schon hervor, daß eine Steigerung der Selbstmorde in wirtschaftlich schlechten Jahren und eine Verminderung in wirtschaftlich besseren Jahren stattfand. Dies ist nicht zu bestreiten. Man sieht nun auch aus der hohen Biffer seit 1879, also seit der neuen Zoll- und Wirtschafts- Aera, daß diese für Sachsen keine besseren wirtschaft- lichen Zustände gebracht hat. Doch dies nur nebenbei. — Wenn man nun auch das Fallen und Steigen der Selbstmordiffer auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zurück- führen kann, so geht dies doch nicht in Bezug auf die hohe Biffer der Selbstmorde in unserem Königreiche überhaupt. Denn wenngleich es auch ungemein traurige Zustände in einzelnen Gegenden Sachsens giebt, so sind sie doch nicht trauriger, wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands, so in einigen Strichen Thüringens und Schlesiens. Und doch ist dort die Selbstmordmanie nicht deraartig im Schwange, als in unserem Königreiche. Als Erklärungsgründe für die hohe Selbstmord- differ in Sachsen versucht nun der Pastor Dr. von Criegern in der Leipziger Zeitung, „ein gewisses krankhaft reizbares Ehrgefühl im Volkscharakter“ und den „ungefunden ge- steigerten Kulturzustand“ anzugeben. Dann ist er äußerst betrübt darüber, daß der Besitz der reinen evangelischen Lehre unser Volk vor schweren sittlichen Verirrungen nicht zu bewahren vermocht hat! — Das letzte Geständnis ist im- merhin in so weit werthvoll, als daraus hervorgeht, daß alle Litanten der Eiferer der reinen evangelischen Lehre, zu denen ja auch die Herren Söder und Genossen gehören, keinen Pfifferling Werth haben. Den ersten Erklärungsgrund des Herrn Dr. von Criegern aber, welcher die große Zahl der Selbstmorde „auf ein gewisses krankhaft reizbares Ehrgefühl im Volkscharakter“ hinführt, halten wir schon deshalb für hin- fällig, weil diesen Charakter andere Nationen, wie z. B. die Franzosen in der That besitzen und keine hohe Selbstmordiffer aufweisen, während die erwähnte Eigenschaft dem sächsischen Volkscharakter wohl nur angehängt wird. Die Bewohner un- seres Königreichs sind ein Mischlingsvolk, deshalb leichtgläubig und nicht so widerstandsfähig wie andere rein germanische, oder weniger gemischte Stämme — darin dürfte wohl ein Haupterklärungsgrund zu suchen sein. Denn wenn der Herr Dr. von Criegern „einen ungefunden gesteigerten Kulturzustand“ mit verantwortlich machen will, so kann sich dies doch nur auf die ungefunden Steigerung be- ziehen, da sich in Deutschland verschiedene Volksstämme befinden, welche sich wohl in ebenso gesteigertem Kulturzustand befinden, als die Bewohner unseres Königreichs und doch eine viel niedrigere Selbstmordiffer aufweisen. So kann man auf Ver-

lin und Umgegend, auf die Hanstädte, auf Frankfurt und Umgegend, auf Rheinland und Westfalen hinweisen, um nur Gegenden zu nennen, welche eine dichte Bevölkerung und große Industrie und in dieser Beziehung Nehmlichkeit mit Sachsen haben. Die Selbstmordiffer in den letztgenannten beiden Pro- vinzen ist aber zitta fünfmal geringer als im Königreich Sachsen, und doch dürfte der Kulturzustand dort sicherlich nicht auf einer niedrigeren Stufe stehen als im letzteren. — Doch wir haben oben nur einen Erklärungsgrund angegeben, um die vollständig nichtigen Andeutungen des Dr. von Criegern auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Räthselhaft bleibt die ungemein hohe Selbstmordiffer in Sachsen immer- hin doch.

Vereine und Versammlungen.

Die Angelegenheit „Ködel“ hat in einer am Sonntag Vormittag in Keller's Salon, Andreasstr. 21, abgehaltenen trotz der unangenehmen Witterung überaus zahlreich besuchten öffentlichen Versammlung der Tischler Berlins ihren vor- läufigen Abschluß gefunden. Die Tagesordnung der Versamm- lung lautete: „Wahl einer Prüfungskommission zur Unter- suchung der Angelegenheit „Künzel kontra Ködel“. Es wurde Kontrolle geübt, daß außer den Vertretern der Presse nur Tischler und Klavierarbeiter den Saal betreten durften. Ferner wurden auf Wunsch des die Versammlung überwachenden Po- lizeibeamten in allen Theilen des Saales durch angestellte Schläfen lennliche Ordner postirt, um etwaige Ungehörigen zu verhindern; auch erklärte der Beamte, daß, sobald die Ver- sammlung durch Zwischenrufe gestört werde, er dieselbe auf- lösen müsse. Alle diese Vorkehrungsmaßregeln waren jedoch nicht im Stande, die Auflösung der Versammlung zu verhindern. Schon die Bureauwahl gab zu heftigen Debatten Veranlassung. Gewählt wurden: Herr Zubeil zum ersten, der Einberufer der Versammlung, Herr Julius Kreuz, zum zweiten Vorsitzenden und Herr Köstle zum Schriftführer. Nach Konstituierung des Bureau's machte Herr Zubeil den Vorschlag, zunächst ohne weitere Diskussion eine Prüfungskommission zur Untersuchung der in so vielen Versammlungen gegen Herrn Ködel erhobenen Anschul- digungen zu wählen. Er sprach die Hoffnung aus, die zu wählende Kommission werde unparteiisch, aber auch mit größter Energie handeln, sie werde sich in keiner Weise verblüffen lassen und von Herrn Ködel die Herausgabe der Bücher sowie des sonstigen Materials zur Prüfung verlangen. Sollte sich Herr Ködel dem nicht fügen, so müsse man die Hilfe der Behörde in Anspruch nehmen. (Beifall und Widerspruch.) Herr Köstler erklärte sich mit diesem Vorschlage nicht einverstanden; die Ver- sammlung halte er nicht für kompetent, eine Revisionskommission zu wählen, da nicht alle Anwesenden zum Unterstützungsfonds der Tischler beigetragen hätten; die Kommission könne nur von einer „Delegirtenversammlung“ gewählt werden. Der Wider- spruch der Versammlung gegen diese Ausführungen wurde ein- derart heftiger, daß sich der Vorsitzende genöthigt sah, mit Zu- stimmung der Versammlung Herrn Köstler das Wort zu ent- ziehen, indem er noch darauf hinwies, daß die Versammlung vollständig kompetent sei, die Revisionskommission zu wählen. Es sei außer den Zeitungsberichterstatern in der Versammlung nur Tischlergehilfen gegen Legitimation der Zutritt gestattet worden. Herr Venz, Mitglied der Lohnkommission, erklärte sich gegen die Wahl einer Kommission, bevor Herr Ködel ge- sprochen und sich verteidigt habe, er sagt unter Anderem: „Sie wissen ja garnicht, ob wir mit den Herren, welche Sie wählen wollen, nicht noch ein Händchen zu pfücken haben.“ (Gelächter und Widerspruch.) Herr Ködel: Auch er müsse gegen das beabsichtigte Verfahren Einspruch erheben; dasselbe sei mindestens eigenhüßlich. Es seien gegen ihn Anschuldigungen erhoben worden, die noch nicht bewiesen wären. (Widerspruch.) Das Bureau der letzten Versammlung habe es so eingerichtet ge- wußt, daß er nicht zum Worte gekommen sei. (Stürmischer Widerspruch.) Er beabsichtige überhaupt nicht viel zu sprechen, damit auch die anderen Mitglieder der Lohnkommission zu Worte kommen könnten. Wenn man jetzt eine Untersuchungs- kommission wähle, so würde er überhaupt in der Versammlung nicht mehr sprechen. Herr Gundelach: Es sei ihm unangenehm, weshalb sich Herr Ködel so sehr gegen die Wahl einer Unter- suchungskommission sträube. Wenn sein (Ködel's) Gewissen rein sei und er die ihm anvertrauten Gelder richtig verwaltet habe, dann dürfe weder er noch die Lohnkommission eine der- artige Untersuchung scheuen. Habe Ködel und die Lohnkom- mission aber nicht ehrlich gehandelt, so sei es Pflicht, sie öffent- lich zu kennzeichnen. Der Vorsitzende läßt darauf, um sich nicht den Vorwurf der Parteilichkeit machen zu lassen, darüber abstimmen, ob Herr Ködel vor der Wahl der Re- visionskommission sprechen soll oder nicht. Mit großer Majorität beschließt die Versammlung, daß Herr Ködel nicht vorher, sondern nach der Wahl der Kommission sprechen solle. Es wurde ferner beschlossen, sofort die Wahl der Kommission zu vollziehen, jedoch nur solche Leute in dieselbe zu wählen, die bisher weder der Lohnkommission, noch einer Revisionskommission angehört, aber zum Unterstützungsfonds beigetragen haben. Die Wahl fiel auf die Herren: Schaar, Köstler, Julius Kreuz, Ködel, Wilhelm Schmidt, Bareil und Wilhelm Schmie. Der Vorsitzende spricht hierauf nochmals die Hoffnung aus, daß die nunmehr gewählte Kommission nach jeder Richtung hin ihre Pflicht thun werde, um die Angelegenheit, die so viel Staub aufgewirbelt hat, ins richtige Licht zu stellen. Den größten Theil der Schuld an den bedauerlichen Vorfällen der letzten Zeit tragen die Tischlergehilfen Berlins selbst. Es sei ein großer Fehler, daß man die Lohnkommission ohne Kontrol- kommission habe arbeiten lassen. Ein zweiter Fehler sei es, daß man Ködel zugleich zum Vorsitzenden und Hauptkassirer gewählt und dadurch die gesammte Verwaltung in die Hand eines einzigen Mannes gelegt habe. Wenn man so großen Werth auf die Delegirtenversammlung lege, so müsse er darauf hinweisen, daß in vielen Werkstätten junge Leute zu Delegirten gewählt wurden, unter dem Vorwande, daß sie die meiste Zeit haben (Värm); es sei sogar vorgekommen, daß sich ältere Tischler- geilfen von ihren jüngeren Kollegen traktieren ließen und dafür die jungen Leute zu Delegirten wählten. Hoffentlich wird man in Zukunft vorsichtiger zu Werke gehen, damit so unerquickliche Angelegenheiten nicht wieder vorkommen. Von Herrn Ködel erwartete er, daß derselbe der Revisionskommission ihr Amt nicht erschweren, sondern auch seinerseits bemüht sein wird, die Sache aufzuklären durch Beantwortung aller an ihn gestellten, auf die Angelegenheit bezüglichen Fragen und Vorlegung des zur Untersuchung nötigen Materials. Dann werde es sich ja zeigen, ob die Gelder richtig verwaltet wurden und ob die sonstigen gegen Ködel erhobenen Anschuldigungen auf Wahrheit beruhen oder nicht. Herr Schmie, Mitglied der gewählten Untersuchungskommission, schlägt vor, die Kommissionsmitglieder mögen sofort nach Schluß der Versammlung mit Herrn Ködel zusammen in dessen Wohnung gehen, um sich die Bücher und das sonstige Material ausshändigen zu lassen und so im Stande zu sein, ihre Arbeit baldmöglichst beginnen und vollenden zu können. (Beifalliger Beifall.) Hierauf beschloß die Versamm- lung, Herrn Ködel jetzt das Wort zu ertheilen. Herr Ködel gab jedoch die Erklärung ab, daß er jetzt nicht sprechen wolle. Dies erregte den größten Unwillen in der Versammlung, daß der Vorsitzende dieselbe, um die Ruhe wieder herzustellen, ver- tagte. Als sich Herr Ködel darauf aus der Versammlung ent- fernern will, wird die Unruhe jedoch so groß, daß der Polizei- beamte die Versammlung für aufgelöst erklärt.

Die Revisions-Kommission in Sachen Künzel kontra Ködel begab sich gleich nach Schluß der Versammlung am Sonntag zu Herrn Ködel, traf denselben aber nicht zu Hause. Am Montag früh 6½ Uhr gingen die Kommissionsmitglieder abermals hin und Herr Ködel empfing dieselben. Er verlangte zur Legitimation die grünen Karten, welche ihm indeß ver-

weigert wurden. Weiterhin erklärte Herr Ködel, daß er wegen der Herausgabe der Bücher erst Rücksprache mit der Lohn- kommission nehmen müsse. Des Weiteren erklärte Herr Ködel, der Kommission wohl Einsicht in die Bücher zu gewähren, die- selben aber auf keinen Fall herauszugeben. Die Kommission ersuchte nun in Folge dieses Auftretens sämtliche Delegirten, in den Werkstätten dafür zu sorgen, daß die Zahlungen der wöchentlichen Beiträge bis auf Weiteres eingestellt werden. Außerdem ersucht sie die Kollegen, die grünen Karten und sämtliche Quittungen auszubewahren, um dieselben eventuell der Kommission einzuhändigen. Die Kommission wird die weiteren Schritte in der Sache veranlassen. — Im Auftrage der Kommission: J. Kreuz, Stalgerstr. 28.

Eine öffentliche Generalversammlung der Stein- träger tagte am Sonntag Vormittag unter Vorsitz des Herrn Otto Renntaler in Grätweil's Bierhallen, Kommandanten- straße 77/79. Auf der Tagesordnung stand: 1) Der diesjährige Streik und die Folgen. 2) Verschiedenes. Das Referat zum ersten Gegenstande der Tagesordnung hatte Herr Widelsen übernommen. Referent führte zunächst aus, daß die Stein- träger gerade die schwierigste Arbeit verrichten müssen, daß sie deshalb aber auch berechtigt sind, dahingehende Forderungen zu stellen, daß sie ihre Familie anständig ernähren können. Er legte der Versammlung klar, daß der bisher gezahlte Lohn für die jetzigen Verhältnisse nicht ausreicht und ermahnte die Ver- sammelten dringend, sich dem Fachverein als Mitglieder anzu- schließen. Der Redner tabelte das schroffe Verhalten der Berliner Arbeitgeber bei dem diesjährigen Streik. Er unterzog ferner die heut übliche industrielle Frauenarbeit einer scharfen Kritik und zeigte, wie notwendig eine Regelung derselben sei. Folgende Resolution wurde von der Versammlung einstimmig angenommen: „Die heutige Generalversammlung der Steinträger Berlins und Umgegend erklärt sich mit den Aus- führungen des Referenten einverstanden und beschließt, dem „Fachverein der Steinträger Berlins“ beizutreten, um durch ihn ihre gerechten Forderungen zur Geltung zu bringen.“ In „Verschiedenes“ wurde von Herrn Proje eine Anfrage einge- bracht, „warum er keine Unterstützung bekommen habe“. Herr Hartlieb als Vertrauensmann stellte die Sache klar.

Die Delegirten-Kommission des Gau-Vereins Ber- liner Bildhauer ersucht alle die Kollegen, welche in den letzten Vereins-Sitzungen Zeitel, die Sonntagsarbeit betreffend, erhalten haben, dieselben heute ausgefüllt im Verein abzugeben.

Literarisches.

Professor Johannes Huber und der Sozialismus. Unter dieser Ueberschrift lesen wir im „Vaterischen Landboten“ folgendes: Als am 20. März 1879 der hochbegabte, unermüd- lich thätige Universitätsprofessor Dr. Johannes Huber starb, wußten die Arbeiter Münchens wohl kaum, daß sie in ihm einen beredeten Anwalt ihrer Interessen und einen eifrigen Kämpfer für ihre Sache verloren. Wenigen von ihnen war be- kannt, daß er ihrem Organe: „Der Zeitgeist“ manche Unter- stützung für Arbeiter zukommen ließ, wie er überhaupt Nech- leidende und Verfolgte nach besten Kräften unterstützte. Das Zustandekommen des Sozialistengesetzes hat seine Seele mit großer Bitterkeit erfüllt, wie ihn überhaupt die kraffe Unferm- nis der sogenannten Gebildeten über das Wesen des Sozialis- mus und deren brutales Auftreten in der Presse gegen die Vertreter der sozialistischen Weltanschauung aufs tiefste empörte. Als Auser in der Wüste veröfentlichte er in der „Allgemeinen Zeitung“ 1878 vier brillant geschriebene Aufsätze, worin er den Sozialismus als neue Weltanschauung und als neue Religion darstellte, kurz und bündig, klar und getreu die philosophische Grundlage desselben darlegte und die begeisterte, den ganzen Menschen erfassende Macht seiner Ideen in schwingvoller, zündender, wahrhaft herzbewegender Sprache schilderte.

Diese Aufsätze erregten damals großes Aufsehen und die fama erzählt, die Fortsetzung derselben sei auf höheren Willen unterdrückt worden. Sie waren sozusagen sein geistiges Testament und verdienten, in weitesten Kreisen bekannt zu werden, was bei dem eigenartigen Leserkreise jener Zeitung nicht möglich war. Nun hat sie Max Ernst neu herausgegeben als Broschüre: „Die Philosophie in der Sozialdemokratie.“ Sie umfaßt zwei Druckbogen und kostet nur 40 Pf., kann somit jedem zugänglich werden. Herr Ernst hat sich unersät- tlich durch die Herausgabe dieses Huber'schen Werkes ein großes Verdienst erworben. Möchten sich doch die Freunde Huber's die Verbreitung dieser Broschüre möglichst angelegen sein lassen. Dadurch werden sie dem Andenken Huber's in vieler Herzen eine bleibende Stätte schaffen; kann ja doch kein schöneres Denkmal einem Schriftsteller geweiht werden, als das, welches er durch seine Schriften sich selbst setzt. Gerade in dieser Schrift zeigte Huber die schönsten Seiten seines reichen Geistes und seines edlen Herzens; wer sie aufmerksam liest, muß von Bewunderung für den Autor erfüllt werden. Freier denkenden Geistern wird diese Lesüre eine Erquickung bieten, die ihnen Kraft und Muth verleiht, unentwegt für ihre Erkenntniß einzutreten und jenem drängen- den, energischen, werththätigen Idealismus zu dienen, „der, um den Ideen des Rechts und der Menschlichkeit ein historisches Dasein zu verschaffen, die in praktischem Materialismus ver- sunkenen Welt aus den Angeln sprengen will.“ (Huber, pag. 31.) Ja wahrlich, der verpumpten Universitätsphilosophie gegenüber, die zur Schande unseres Jahrhunderts noch den pursten Blödsinn kultiviert und statt zum Denken nur zum Phantastieren anleitet, erscheint Huber's Schrift als ein Produkt jener wahren mit den Ergebnissen der Wissen- schaft übereinstimmenden, weil aus ihnen sich ergebenden Philosophie, welche das Denken schult, die Begriffe klärt und das Gemüth erfrischt. Möge daher kein Gebildeter, den der Drang nach Wahrheit befeht, die Lesüre dieser vorzüglichen Broschüre versäumen!

Vermischtes.

Ein Nordhaus niedergebrannt. Offen, 18. August. Soeben gelangt die Nachricht hierher, daß das Wohnhaus des Maschinenwärters Freisenmeyer heute Vormittag 11 Uhr ab- gebrannt ist. Das Haus in der Nähe der Beche Wolfssbani in der Ortschaft Bochold, Bürgermeisterei Borbeck, gelegen, ist der Schan- play zweier Nordhäuser gemessen, deren der Bestzer sich schul- dig gemacht hat; am 1. Juli 1883 tödtete und verbrachte er seine Ehefrau, und am 26. Juni d. J. erschlug er den in sel- ben Hause wohnenden Arbeiter Klinsiel. Wegen der letzteren wüthenden That befindet sich Freisenmeyer zur Zeit in Unter- suchungshaft in Offen; von der Anklage, seine Frau vorläufig getödtet zu haben, wurde er am 14. Januar d. J. vom Schwurgericht freigesprochen, weil nach dem Gutachten der Sachverständigen angenommen werden mußte, daß er die That im Zustande vollständer Unzurechnungsfähigkeit begangen hat. Wie der „Köln. Zig.“ mitgetheilt wird, haben die Nach- baren wenig Lust gezeigt, den Brand des „Nordhauses“ zu löschten; bei Anknunft der Feuerwehr war das in leichten Fein- wert aufgeführte Gebäude sammt dem Inhalt beinahe voll- ständig eingeeäschert.

*) „Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze.“ München 1885. Verlag für Gesellschaftswissenschaft (W. Ernst, München, Senefelderstr. 4). Erstes Heft dieser in prägnanten Lieferungen erscheinenden Sammlung ist das eben stück- Schriftchen. Jedes Heft ist einzeln zu haben und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Man verpflichtet sich durch eine solche Bestellung nicht zur Abnahme auch weiterer Hefte.

Die Ausdehnung der Unfallversicherung auf Seeleute.*

(Hamburger „Bürgerzeitung“.)

Der damalige englische Handelsminister Chamberlain stellte in einer Parlamentsrede am 19. Mai 1884 fest, daß in England auf Handelsschiffen durchschnittlich von 66 Matrosen jährlich einer durch Schiffsunfall sein Leben verliert, während von den im Dienste der englischen Eisenbahnen beschäftigten Personen im Durchschnitt nur jährlich einer von 600 sein Leben durch Unfall verliert, und während von den Bergleuten durchschnittlich nur einer auf 454 durch Unfall umkommt.

Wohl ist das Verhältnis der durch Seeeunfälle umkommenden Schiffer zu den in anderen Erwerbszweigen auf gewaltsame Weise umkommenden Personen im Deutschen Reich. Der Nautische Verein konstatierte 1883 auf Grund Hansischer Mitteilungen, daß nach der preussischen Statistik von 1875 damals bei der Arbeit in Steinbrüchen, seltener einer äußerst gefährlichen Beschäftigungsart, jährlich 4,37 Menschen auf 1000 umkamen, während bei der Seeschifffahrt 8,57 auf 1000 jährlich umkamen.

Es liegt klar auf der Hand, daß die Unfallversicherung auf die Seeleute ausgedehnt werden muß. Findet doch das deutsche Haftpflichtgesetz auf Seeleute keine Anwendung, grade so recht es in England. Hier ist rasche Abhilfe nötig.

Man bedenke, die Natur der Sache bringt es mit sich, daß der Seemann, auf dem Schiffe der strengsten Disziplin unterworfen, vom Schiffe in der größten Gefahr sich nicht entfernen darf und nicht entfernen kann.

In Deutschland kommt einer auf 123 jährlich durch Schiffsunfall um's Leben. Nach den amtlichen Ermittlungen marschirt Deutschland in zweiter Reihe unmittelbar hinter England, was die Zahl von Schiffsunfällen in der Handelsmarine betrifft; bei den Niederländern z. B. verunglückt jährlich immer nur ein Mann auf 232.

Trotz allem Kolettieren mit der Sozialreform sind unsere Gesetzgeber aber bis jetzt noch nicht dazu gekommen, hier energisch einzugreifen. Die Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuches von 1862, betreffend die Seeleute und ihre Ansprüche an den Rheder bei Beschädigungen im Schiffsdienste, auch die der Seemannsordnung vom 27. Dezember 1872 sind sehr ungünstig.

Die aus solcher Vernachlässigung sich ergebenden Mängel zwangen die Rheder, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Der Deutsche Nautische Verein hat in seiner letzten Sitzung, die im Februar d. J. zu Berlin stattgefunden, die Lage der Seeleute erörtert. Man konstatierte, daß „dieselbe eine höchst bedauerliche sei, und daß in dieser Beziehung eine Abhilfe geschafft werden müsse“. Bezeichnend ist das Zugewandte Silberschlag's in dem streng manchesterischen, von Viktor Böhmert redigierten „Arbeiterfreund“: „Doch bis jetzt sind die Bemühungen der deutschen Rheder für Verbesserungen des Loses der Seeleute ohne allen praktischen Erfolg geblieben, und ist dies eben ein Beweis dafür, daß es Fälle giebt, wo nur das Einschreiten der Gesetzgebung, nicht aber die noch so einseitige und wohlwollende Thätigkeit von Privatpersonen Hilfe bringen kann.“ Arme Selbsthilfe, wie wirst Du in diesem Moniteur desapouir! Wir fügen aber hinzu, daß die großkapitalistischen Rheder und Rhedergehilfen ganz Erpressliches aus eigener Kraft des wohlgefüllten Säckels thun konnten, wenn sie die Löhne der Seeleute erhöhten, eine humanere Behandlung und durch Neueinstellung von Leuten eine verkürzte Arbeitszeit einführten. Aber bei diesem Punkt heißt es: D rühre, rühre nicht daran.

Belanlich hatte Chamberlain einen Seeleute-Schutzgesetzentwurf im Parlament eingebracht. Er forderte in demselben zwei Vorschriften, nämlich erstens dadurch, daß er es für durchaus unzulässig erklärte, daß der Versicherer aus der Versicherung und dem Unfall Gewinn ziehe, daß er mehr erhalte, als der Verunglückte wirklich verlor. Die zweite war die, daß er

den Rheder für Beschädigungen oder Todesfälle der Seeleute bei Schiffsunfällen in derselben Ausdehnung für haftpflichtig erklären wollte, in welcher andere Unternehmer nach der englischen Gesetzgebung und zwar speziell nach der Employers' liability act (Haftpflichtgesetz von 1880) haftbar sind. Danach würde der Rheder für solche Unfälle zu haften haben, die durch sein eigenes Versehen, die Versehen seiner Beamten, namentlich also der Schiffsoffiziere, oder durch Mängel des Schiffs herbeigeführt waren. Der Chamberlain'sche Entwurf wurde vom Unterhause in zwei Lesungen angenommen, vor der dritten Lesung am 3. Juli 1884 aber durch die englische Regierung zurückgezogen.

Und warum? Hatte doch der Antragsteller darauf hingewiesen, daß jährlich durchschnittlich über 3000 englische Seeleute, also im Laufe von 24 Jahren über 70 000 Seeleute, etwa ein Drittel der englischen Seeleute, deren Gesamtzahl etwa über 200 000 beträgt, durch Seeeunfälle umkommen! Und dennoch! Dennoch fiel der Entwurf, weil der kapitalistische John Bull dräuend sein Haupt erhob, weil die mächtigen Rheder einen Entrüstungsturm inszenierten. Chamberlain erzählte selbst im Parlament, daß ein Kapitän Hatfield in der Liverpooler Handelskammer eine wüthende Rede gegen den Gesetzentwurf hielt, ein Exemplar desselben aus der Tasche zog und es mit Füßen trat. Dieser Ehrenmann war in den sieben Jahren von 1877—1884 Eigentümer von 12 Schiffen gewesen, von denen im gedachten Zeitraum 11, sage und schreibe 11, untergegangen waren. Natürlich! Seemännliche Schiffe werden nachweislich auf die Fahrt geschickt, nachdem Ladung und Schiff hoch versichert worden sind. Das Fahrzeug mag mit Mann und Maus untergehen; portweinselig wird der Eigentümer Abends nach Hause taumeln, denn er hat einen glänzenden Profit gemacht.

Charakteristisch für das Wesen und die Tendenzen des Kapitalismus ist nun folgende Stelle in Silberschlag's Ausführungen (a. a. O. S. 147/8), die wir wortgetreu wiedergeben: „Wie war es nun aber möglich, daß die Opposition der Schiffsrheder gegen den Chamberlain'schen Gesetzentwurf siegte? Für diesen Entwurf sprachen doch mindestens dieselben, ja eigentlich weit triftigere Gründe, als die, welche für die Haftpflichtgesetz gesprochen hatten, durch welche man in England in Bezug auf andere Arbeitgeber, z. B. Bergwerksbesitzer, Eigentümer der Eisenbahnen, Fabrikbesitzer, Haftpflicht für Beschädigungen der Arbeiter eingeführt hatte.“

Der entscheidende Grund war, daß bei den Gesetzen, die zu Gunsten anderer Arbeiter in England gegeben sind, nicht die Gründe der Menschlichkeit, sondern auch Gründe der Politik in Betracht kamen, was bei den Gesetzen zu Gunsten der Seeleute nicht der Fall ist. Bei anderen Arbeitern, namentlich den Fabrik- und Bergwerksarbeitern, kam es darauf an, deren Stimmen für die Parlamentswahlen zu gewinnen, außerdem aber auch sie durch geeignete Konzeptionen dem Einflusse der revolutionären Partei zu entziehen, welche bekanntlich grade in England mehr als einmal in den Fabrikstädten gefährliche Emuteen hervorgerufen hat. Diese politische Rücksicht hat vielleicht weit mehr als Erwägungen der Humanität das englische Parlament bestimmt, zu Gunsten der Fabrik- und Bergwerksarbeiter geeignete Konzeptionen zu machen. Was dagegen die Seeleute betrifft, so sind diese auf zahllosen Schiffen zerstreut, selten kommen sie in die Lage, an politischen Wahlen theilzunehmen; der Einfluß der revolutionären Partei kann sich auch bei ihnen kaum geltend machen. Daher sprechen eben nur Rücksichten der Humanität und nicht auch Rücksichten der Politik zu Gunsten der Seeleute; die Rücksichten der Humanität allein haben aber trotz der gründlichen und berechneten Ausführungen Chamberlain's beim Parlamente nicht die Kraft, den eigennütigen Widerpruch der Rheder zu besiegen.“

Giebt es, aus der Feder eines unverfänglichen Beurtheilers, eine lösslichere und drahtigere Kritik des wahren Werths der Fürsorge für das arbeitende Volk? Ohne Reddha keine Sozialreform, ohne Prozentchen keine Abhilfe der schreiendsten Uebelstände! „Kein Kreuzer, kein Schweiger,“ sagte man einst; wo kein Profit herauskommt, ist der legislatorische Kapitalist nicht zu haben, kann man jetzt sagen.

Doch genug davon! Hören wir, wie es gegenwärtig mit den deutschen Seeleuten steht.

Die Kosten der Krankheit des Seemanns, so lange er auf dem Schiffe ist, und während eines Zeitraumes von 3 Monaten,

unter Umständen auch 6 Monaten nach seiner Ablösung, werden lediglich vom Rheder, also Arbeitgeber getragen, während die Kosten einer längeren Erkrankung oder der Nachtheil dauernder Erwerbsunfähigkeit lediglich dem Seemann selbst zur Last fallen. Für die Hinterbliebenen eines umgelommenen Seemanns braucht der Rheder nicht zu sorgen.“ (a. a. O. S. 148/49.)

Wer die seemännischen Verhältnisse kennt, wer da weiß, wie zahllose Schiffe ohne Arzt auslaufen, wie matt die ganze „Behandlung“ in der Einrichtung einiger Arzeneien aus der Schiffsapothek besteht, wer von der erbärmlichen Behandlung weiß, die den Seeleuten so oft noch blüht, der wird das oben Angeführte richtig zu würdigen wissen. Wie traurig ist es aber für einen „Kulturstaat“, daß Menschen in härtester aufreibendster Thätigkeit, die ihr Leben täglich auf's Spiel setzen, nach Ablauf einer kurzen Frist hilflos auf das Pflaster geworfen werden, wenn sie längere Zeit krank sind, daß der arme Seemann, der im Dienste des Rheders ein arbeitsfähiger Krüppel geworden ist, auf die milden Gaben seiner Mitmenschen warten muß.

Hören wir nun, was Silberschlag für Vorschläge macht. Er empfiehlt, vorzuschreiben (a. a. O. S. 149):

„Daß sowohl die Kosten der Krankheit des Seemanns, soweit solche jetzt bloß vom Rheder zu tragen sind, als die Kosten einer längeren Krankheit oder dauernder Erwerbsunfähigkeit eines Seemanns, sowie auch die Kosten der Sorge für seine Hinterbliebenen aus der Seemannskasse zu tragen sind, welche durch Beiträge sowohl der Rheder als der Seeleute zu bilden ist, so jedoch, daß die Rheder einen größeren Theil der Beiträge, die Seeleute den kleineren Theil der Beiträge zu tragen haben.“

Silberschlag will also die Krankenversicherung mit der Unfallversicherung zusammenwerfen, und er thut dies auf Kosten — des Arbeiters. Man muß entschieden die Krankenversicherung und die Unfallversicherung auseinanderhalten. Es ist sicher möglich, freie von den Seeleuten oder deren Mandatarien geleitete Hilfskassen zu bilden. Ueber das „Wie“ läßt sich streiten, die Ausführbarkeit scheint uns zweifellos. Auf keinen Fall aber darf auch nur ein Pfennig dem Arbeiter, hier dem Seemann, dafür abgezwaht werden, daß er zur größeren Ehre des Mehrwerths einen Unfall erleidet. Die Unfallversicherung muß von den Unternehmern, und allein von diesen getragen werden. Wir haben bereits bei dem jetzt geltenden Unfallgesetz die 13 wöchentliche Karenzzeit, die circa 90 pCt. der Unfälle auf die Arbeiterkrankenassen abwälzt. Und Herr Silberschlag fordert auch noch einen Arbeiterbeitrag zur Unfallversicherung. Das mag juristisch sehr gut sein, Herr Oberlandesgerichtsrath, sozialpolitisch und human gedacht ist es nicht.

Und wie motivirt Herr S. das Heranziehen der Seeleute? Erstens mit dem angeblich höheren Lohn der Seeleute, die sekundär besser gestellt seien, als die meisten Fabrikarbeiter. Uns liegen augenblicklich keine lohnstatistischen Daten über die Lohnverhältnisse der deutschen Seeleute vor.“ Allein, soviel steht fest, daß die Löhne in der Handelsmarine nicht glänzend sind, daß nur scheinbar der Verdienst ein unbedeutender ist, d. h. die Löhnung, die während der Fahrt nicht verbraucht werden kann, wird nach derselben um so rascher verbraucht. Daß aber die Seeleute oft Monate lang arbeitslos sind, daran denkt Herr S. nicht, daß sie ihre Familie unterstützen müssen etc., daran denkt Herr S. auch nicht.

Sodann glaubt Herr S., daß „das Ehrgefühl der Seeleute dadurch gehoben wird, wenn sie selbst auch einen Beitrag zu den Kosten der zu ihrem Besten getroffenen Einrichtung leisten, wenn sie die Wohlthat der Unfallversicherung nicht als eine Art von Almosen empfangen, sondern solche wenigstens theilweise durch ihre Arbeit erwerben“. Sonderbar, höchst sonderbar! Was um alles in der Welt hat die Ehre der wackeren Theerjaken mit der Unfallversicherung zu thun? Nicht ein Almosen wird ihnen gereicht, es ist Pflicht und Schuldigkeit der Rheder, die in ihrem Dienst Verunglückten angemessen zu unterstützen.

*) Die Gesamttheuer, die jährlich an Seeleute und Schiffskapitäne (Seeleute giebt es in Deutschland circa 40 000) gezahlt wird, beträgt nach den Schätzungen der Hamburger Rheder Mt. 24 650 000.

Der Toast.

Als ob das so eine Hexerei wäre, einen Toast zu sprechen! Nur Rourage! Unsere tausendjährige Zivilisation hat für alle Fälle wacker vorgearbeitet. Es ist vorgefertigt für die Frau vom Hause, für den Regenten, für die Braut, für den Jubilar, für den neugewählten Vereinspräsidenten, für den scheidenden Präsidenten, für die Gäste, für den belornten Hausherrn, für alle erdenklichen Ausstellungen, Friedens- und Wahlbeste, für alle politischen und nichtpolitischen Angelegenheiten.

Die ganze Wissenschaft ist sehr einfach: „Meine Herren! — Mir — ehrenvolle Aufgabe zu theil — bin kein Redner, aber Herz — auf rechtem Fleck, — wessen das Herz voll ist — Herz nie so voll gewesen — ehret die Frauen, — Rechten und Weiben, — himmlische Rosen, — irdisches Leben, — erhabener, weiterleuchtender Schiller! Ich erhebe die Frau vom Hause — Bravo! Redner von allen Seiten beglückwünscht. Die anderen Fälle sind nicht schwieriger. Man hat den Regenten zu feiern. Man erhebt sich würdevoll, feierlich, ernst; man kann es leicht thun, denn man ist der erste Redner und hat daher weniger getrunken, als die späteren Redner. Also losgelegt: „Meine Herren!“ — feierliche Pause. Noch wird ein Zellergeklapper gehört, ein strenger Blick nach der Richtung des strahlenden Geklappers, darauf wird's mäschenstill. Ein solcher Anfang ist schon ein halber Erfolg, denn die Tischgenossenschaft fühlt, daß sie dem schwer gekränkten Redner erlatante Genugthuung schuldig ist, und diese kann nur in einer rauschenden Ovation bestehen. Redner ruft noch einmal mit starker Stimme: „Meine Herren!“ Man hört die Fliegen an der Wand hinauffliegen und den Wein im Glase perlen. Das war aber auch ein Ton, mit dem dieses zweite „Meine Herren!“ in die verehrliche Gesellschaft schlug! Für den oberflächlichen Beobachter allerdings ein ganz gewöhnlicher Ton, für den intimen Kenner und Banquetpsychologen aber ein ganzes Programm, eine Philippika und eine Epöpe glorreicher Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung. Für diesen bejaht die zweite, stark betonte Apostrophe nur folgendes: Eigentlich ist

es eine Schande und ein Spott, daß Ihr Euch nicht einmal in einem so feierlichen Momente anständig zu benehmen wißt. Ich hätte die größte Lust, Euch jetzt, wie Ihr's von Rechts wegen verdient habt, die saftigsten Grobheiten an den Kopf zu werfen, aber ich wenigstens will der Würde unserer Feier benutzet bleiben, und wenn ich auch genöthigt bin, Euch tief zu verachten, so will ich doch der großen Sache zuliebe thun, als wäre nichts vorgefallen. Seht, wie ich mich beherrsche, jede Aufwallung kämpfe ich nieder und wende mich mit evangelischer Milde an Euch. Nehmt Euch ein Exempel daran, damit Ihr erfahrt, was geistige Ueberlegenheit und wahre Größe des Charakters im Stande sind.“ Und dann endlich beginnt die gesprochene Rede.

„Ein schöner, ehrwürdiger Brauch — bei festlichen Anlässen zuerst des Regenten zu gedenken. Daher Entstehung der Institution der offiziellen Toaste, aber wenn niemals nicht offzielles Pflichtbewußtsein, sondern spontaner Ausdruck inniger Liebe und Verehrung bestimmend war, so in diesem Falle. Mildes Zepter — glorreiche Herrschaft — Vater des Vaterlandes — möge der Allmächtige — lange Jahre — zum Heil und Segen — mit Stolz aufblühen — engelsleiche Gattin — erlauchte Kinder. — Lade Sie ein — Ueberzeugung — allen aus der Seele — Hoch!“ Orchester — Luch — Weifall.

Für alles liefert die Tradition die Form und ein festgefüßtes Gerippe. „Niemand gab es eine lieblichere Braut, glücklich der Mann — zwar ungewiß jede Zukunft — die dunklen und die lichten Loose in der Zeiten Schöpfung — wenn aber niemals Garantien des Glückes — zürnen müßte man ihm — die schönste Blume entführt — aber dem Freunde das beste — sie ruht sicher in seiner Gut — (Reime unerlässlich!) — ohne Dornen — blühende Kinderschaar — auf Händen tragen — nicht gut, daß der Mensch allein sei — du sollst dem Manne folgen — Vater und Mutter — glückliche Eltern — arme Mutter — sich von solchem Schaze trennen.“ Allgemeine Nührung, Redner wird umarmt und gelüßt.

Es ist unbegreiflich, wie man nur jemals in Verlegenheit kommen kann. „Jubiläum! Ich halte nicht viel

von Jubiläen, aber wenn jemals —.“ „Wenn jemals ein Mann würdig war, an die Spitze unseres Vereins zu treten —.“ „Niemand hat unser Verein einen so schweren, unerfährlichen Verlust erlitten — scheidender Präsident — leb' wohl — unsere erschütterliche Liebe und Anhänglichkeit folgt dir — nehmt alles nur in allem — ein Mann! — Ihr werdet seinesgleichen nicht mehr sehen!“ — „Gäste! Nein, tausendmal nein! — keine Gäste — Fleisch von unserem Fleische — Blut von unserem Blute — unsere Brüder — her die Bruderhand — Bruderherz — ewig — Bruderluch —.“ Wenn das noch nicht wirkt, dann gilt es nur noch eine letzte Anstrengung. Man schlägt auf den Tisch, daß die Flaschen umfallen, und donnert ins verdukte Auditorium: „Ein Hund, wer anders denkt!“ Ein Hund! Das überlegt sich doch jeder. Bruderherz, das wirkt, das schlägt durch, verlaß dich darauf.

Dem Verdienste seine Krone — die Krönung des Gebäudes — der friedliche Wettkampf der Nationen — der Mann unseres Vertrauens — Mannesmuth — Volkswohl — Einstehen für Recht und Freiheit — dunkle Punkte am politischen Horizont — Staatschiff — Steuermann — Steuerruder — mit vollen Segeln — die hochgehenden Wogen — der rothe Faden — mit voller Dampfkraft — alle Mann an Bord — krachen in den Fugen — Rettungsanker — nicht laviren — stürmische See — Klippen — Led — Brandung — Ebbe und Flut — wie das Wasser seine Kreise zieht — Schiffbruch — Kompaß — Wind und Wellen — Kommandobrücke. Man sieht, wie die Marine allein schon ausbelfen kann, und wer heißt uns denn, uns auf die Marine beschränken?

Nichts leichter, als im Charakter des Briefstellers für Liebende beiderlei Geschlechts einen kleinen Trichter für begeisterte Tischredner zusammenzubringen. Die Sache ist sogar zu leicht, beschämend leicht, und darum wollen auch wir unsere skizzenhaften Versuche einstellen. Obwohl nun für alle erdenkliche Fälle vorgefertigt ist, ist es erstaunlich, zu sehen, wie doch so viele Tischredner ihre liebe Noth haben. Das ist eine ganz merkwürdige Erscheinung und

Das dritte und letzte Motio aber spricht von allerentschiedensten gegen den Arbeiterbeitrag. Es wird nämlich auf die großen Gefahren der Schiffsahrt, Schiffbrüche, andere Unfälle, auf die Schädlichkeit des Klimas in den tropischen Gegenden, in Westafrika, Westindien u. s. w. hingewiesen. Gerade deshalb ist der Urrentnehmer verpflichtet, seine Leute auf's Beste zu schützen.

Leider ist es eine Erfahrung, die nicht vereinzelt dasteht, daß die Jurisprudenz dem damit Befassten eine gesunde sozialpolitische Auffassung leicht unmöglich macht.

Exempla docent! Hier und bei Anderen.
Auf die weiteren technischen Vorschläge Silberchlags, betreffs Bildung einer zentralen Berufsvereinschaft mit Seemannskasse u. s. w., hier einzugehen, ist nicht notwendig. S. fordert, daß die Seeleute ihre eigene Vertretung haben unter den Aedern, wünscht die gleiche Fixierung der Unterstützungssumme, wie sie im Unfallversicherungsgesetz festgesetzt wurde u. s. w. Uns kam es hauptsächlich darauf an, daß die Frage der Unfallversicherung der Seeleute einmal wieder öffentlich, und zwar in einem Arbeiterblatt diskutiert wurde. Ihre Notwendigkeit ist einleuchtend. An die Arbeit, ihr Herren Gesetzgeber!

Kommunales.

Zu botanischen Unterrichtszwecken werden in der Woche vom 24.—29. August in den städtischen Unterrichtsanstalten, sowie in einigen Privatschulen von blühenden Pflanzen vorwiegend zur Vertheilung gelangen: A. In sämtlichen Schulen: Dahlgang, Türkischer Drachenkopf, Garten-Bohnenkraut, Pfefferkraut oder Kelle, Wermuth, Weiskraut, Mais, Weiskorn; B. In den höheren Schulen: Sechapel (sehr giftig), Trauben-Gänsefuß, Schild-Ampfer, Sonnenrose.

w. Nach dem Berichte des Magistrats über die selbstständigen Hospitäler und Stiftungen städtischen Prorektors pro 1884 ist folgendes zu berichten: Das Stiftungsvermögen des Nikolaus Bürger-Hospitals betrug am Schlusse des Berichtsjahres außer dem Grundstücksvermögen 662211,76 M. Die Zahl der am Schlusse des Jahres 1884 in der Anstalt befindlich gewesenen Personen betrug 89. — 2) Im Stiftungshause der J. S. Weidinger'schen Stiftungen befanden sich am 1. Januar 1885 22 Männer und 25 Frauen. Das Durchschnittsalter der Benefiziaten betrug bei 22 Männern mit einem Gesamttalter von rot. 1612 Jahren = 73 $\frac{1}{2}$ Jahr und bei 25 Frauen mit einem Gesamttalter von rot. 1878 Jahren = 75 $\frac{1}{2}$ Jahr. Das Stiftungsvermögen betrug ultimo 1884 310 660,89 M. — 3) Die hollmann'sche Wilhelminen-Amalien-Stiftung hatte ult. 1884 einen Bestand von 126 Benefiziatinnen. Die Ausgaben für dieselben betragen im Jahre 1884 in Summa 25 274,84 M., wofür das Kapitalvermögen der Stiftung ult. 1884 auf 1043 145 M. festgesetzt worden ist. Der mit der Stiftung verbundene hollmann'sche 2000-Thaler Fonds, welcher nach der Bestimmung des Stifters zur Vermehrung des Stiftungsvermögens 100 Jahre hindurch jährlich anzulegen ist und erst im Jahre 1950 zur Verwendung kommen darf, betrug ult. 1884 29 100 M. — 4) Die Hospitäler zum Heiligengeist und St. Georg verpflegten im Jahre 1884 151 Personen, für welche eine Summe von 37 052,09 M. verwendet wurde. Das Kapitalvermögen der Hospitäler stellte sich ult. 1884 auf 1 222 367,91 M. — 5) Das Jerusalemhospital hatte im Jahre 1884 eine Einnahme von 5977,90 M., das Kapitalvermögen des Hospitals bestand am Schlusse des Jahres 1884 aus 386 257,83 M. — 6) Das St. Gertraud-Hospital hatte Ende 1884 einen Bestand von 101 Hospitaliten, das Kapital belief sich zur selben Zeit auf 1 224 375 M., wozu noch der Hausfonds mit einem Kapital von 83 250 M. tritt. — 7) Das St. Jakobi-Hospital beherbergte am Schlusse des Rechnungsjahres 1884 85 23 Hospitalitinnen und betrug das Gesamtvermögen zur selben Zeit 124 787,29 M.

Lokales.

Für Mitglieder der Ortskrankenkassen. Die §§ 19 und 63 des Krankenversicherungsgesetzes bestimmen, daß der Austritt aus den Zwangskassen versicherungspflichtigen Personen mit dem Schlusse des Rechnungsjahres zu gestatten ist, wenn sie denselben mindestens drei Monate vorher bei dem Vorstände beantragen und vor dem Austritt nachweisen, daß sie einer dem § 75 des Krankenversicherungsgesetzes entsprechenden freien oder eingeschriebenen Hilfsklasse als Mitglied angehören. Der Schlusse des Rechnungsjahres tritt in den meisten Ortsklassen am 31. Dezember ein, folglich muß bei denselben die Kündigung spätestens bis zum 30. September angezeigt sein; in den Klassen, welche das Rechnungsjahr schon am 30. November schließen, muß die Kündigung spätestens bis zum 31. August erfolgen, widrigenfalls der Versicherte auf ein weiteres Jahr bleiben muß. Der Nachweis, daß man einer anderen Klasse angehört,

man könnte ordentlich in Verlegenheit gerathen, sie ausreichend zu erklären.

Nehmen wir einen Fall, wie er tausendfach beobachtet werden kann. X. ist ein gesellschaftliches Genie und er führt auch bei der Tafel das große Wort. Er beherrscht die Situation und ist der Held der Gesellschaft. Er hört überhaupt nicht auf zu reden, alles hängt an seinen Lippen; er hat gütlichen Witz und eine verblüffende Schlagfertigkeit. Die vergnügten Zuhörer stoßen sich an und während ihnen vom ununterbrochenen Lachen die Thränen in die vorgehaltenen Taschentücher laufen, rufen sie sich zu: „Heute ist er wieder köstlich!“ „Er ist außerordentlich, geradezu bewundernswürdig!“ lautet die zustimmende Antwort. Man kann schon nicht mehr weiter, das Lachen thut weh, die Damen bitten förmlich um Gnade. Aufhören! Man erhebt bittend die Hände: Genug, genug! Aber der glänzende Wortführer schüttelt nach wie vor die Witze aus dem Aermel, seine Beredsamkeit ist nicht einzudämmen. Das Bewußtsein, daß aller Augen auf ihn gerichtet sind, daß sich alle Aufmerksamkeit auf ihn konzentriert, erhöht ihn, befeuert ihn. Er ist nicht der Mann, der außer Fassung gebracht werden könnte — und doch! Einer der Gäste hatte die unglückliche Idee, ihm ins Ohr zu flüstern, er möchte doch die herrschende gute Stimmung benutzen und einen kurzen Toast auf den Herrn des Hauses ausbringen.

Welche Veränderung plötzlich! „Wie anders wirkt dies Bildniß auf mich ein!“ Der Löwe ist plötzlich stumm geworden, er denkt nach. Es ist unsahbar; der Mann, der noch vor einer Minute durch nichts aus der Fassung zu bringen war, der mit der Schlagkraft seiner Rede die Gesellschaft souverän dominierte, er ist durch das Bewußtsein, daß er nun einige Worte stehend sprechen soll, einige harmlose Worte konventioneller Färbung, um all seine Mannheit gebracht. Er wird nervös, wie eine hysterische Frau, er wechselt in jedem Augenblick die Farbe, wird bald blaß, bald roth. Endlich erhebt er sich. Er versucht es, mit einigen scherzhaften Wendungen zu beginnen, sie kommen aber enifchlich schal heraus und das Auditorium bleibt todtenstill und ernst. Er möchte selbst das Signal zum

braucht nicht bei der Kündigung, muß aber wohl am Schlusse des Jahres beigebracht werden. Wird dieser Nachweis versäumt, so ist die vorausgegangene Kündigung wirkungslos, und bleibt man weiter in der Ortsklasse. Ob das Rechnungsjahr einer Klasse mit dem 30. November oder mit dem 31. Dezember schließt, ist aus den Statuten zu ersehen.

Berliner Heirathen aus der „Gesellschaft“. Der Berliner zeichnet sich in der ganzen Welt dadurch aus, daß sein höchstes Streben darauf gerichtet ist, seine Söhne und seine Töchter in eine andere Gesellschaftssphäre herein zu ziehen, als die ist, in welcher er Vermögen und Ansehen erworben hat. Der Väter, der ein gut geberdes Geschäft hat, trachtet danach, seinen Sohn Jurist, ja, wenn es möglich wäre, Offizier werden zu lassen. Ein gut besuchter Laden wird selten vom Sohne, vielleicht einmal vom Schwiegerjohne übernommen. Die erste Generation dieser Beamtenfamilien hat ein wenig Geld, bei der zweiten Generation ist es bereits durch Theilung verschwunden, oder so verkleinert, daß man es eigentlich als verschwunden betrachten kann und so kommt es denn, daß es gerade unter den Beamten sehr viele giebt, die von großem Haß gegen die Finanzleute erfüllt sind. Dieser eigenthümliche soziale Mißstand hat die fast feindliche Stellung der gebildeten Nichtwohlhabenden zu den gebildeten Wohlhabenden gestaltet, die sich freilich mehr im Leben als in der Gesellschaft zu erkennen giebt. Aber den Urkeim dieses Fehlers pflanzt der Finanzmann wiederum von neuem und schafft den künftigen Generationen aus seiner eigenen Nachkommenschaft eine erneute Legion von Begnern. Statt daß sich die Plutokratie durch ihren eigenen Nachwuchs stärkt, statt daß der Familienstolz darin läge, das begründete Geschäft weiter auszubilden, geschieht dies nur in den Fällen, wo auf den ersten Anlauf das Haus ein Weltbaus geworden war; im Allgemeinen handelt der Finanzmann wie der Väter und greift in andere Sphären, und der Sohn des Finanzmannes wird, falls er ein spezifisches Talent hat, vor allem einmal zur Ausübung desselben erzogen, zum Musiker, Maler, Schriftsteller. Hat er kein derartiges spezifisches Talent, aber einen guten, intelligenten Kopf, so betritt er die Gelehrten, die Dozentenkarriere. Ist die Begabung nicht bei ihm vorhanden, so wird er praktischer Jurist, nicht Professor der Jurisprudenz; hat er aber im Ganzen keinen Kopf zum Studiren, so ist am Ende mit dem Jungen nichts anzufangen, als daß er in Papa's Geschäft eintritt. Recht gern möchte der Sohn Offizier werden und er hat auch das Zeug dazu, er hat körperlich und geistig in vielen Fällen die nöthigen Eigenschaften, die letzten Kriege haben ihn als unerschröckenen Reserve-Offizier oft genug auf dem Kampffelde gezeigt und sich bewähren lassen; aber die sozialen Anschauungen der maßgebenden Kreise schließen ihn von dem Beruf in erster Generation aus. Nicht so die Töchter, welche als Gattinnen der Offiziere recht sehr in der Armee beliebt sind, und es kommt das Wortspiel, daß die einen die Beliebt, die andern die Hosen waschen und sich daher kriegen müssen, häufig genug zur Anwendung. Der Entschluß des Finanzmannes, seine Tochter in eine andere Berufssphäre zu verheirathen, ist wohl durch mancherlei richtige Reflexionen begründet. Ein Lieutenant, ein Assessor, ein Künstler, ein Schriftsteller, ein Gelehrter kann vielleicht viel Geld ausgeben, aber das Vermögen des Kindes ist keineswegs so gefährdet, wie in der Hand eines intelligenten, geldverwendenden Kaufmanns, der bei aller richtigen Kombination ganz leicht sein und der Seinigen Vermögen verliert, und es ist Unrecht, das Motio einer derartigen Verbindung von Seiten der Väter immer auf Eitelkeit zu schieben. Auch wünscht besonders der Selbst-mademan, der sein Kind innig liebt und es als ein höheres Wesen betrachtet, wenn es sich in einer höheren geistigen Sphäre, den glücklichen materiellen Verhältnissen entsprechend, akklimatisirt hat, was fast immer geschieht, auch ihm diejenigen Sorgen und denjenigen Kummer zu ersparen, die er selbst im Ringen um Geld und Ansehen ausgestanden. Natürlich giebt er ihnen den Vorrang, die aus seiner Sphäre hervorgegangen sind. Am liebsten würde er sein Kind dem Künstler, dem Gelehrten, dem Beamten geben, dessen Vater gleichfalls Finanzmann gewesen, nicht weil der zukünftige Eidam auch materiell günstiger situiert ist (diese Reflexion würde nur in zweiter Linie maßgebend sein), nein, er glaubt, sein Kind werde glücklicher, wenn es in einen verwandten Kreis kommt, der dem seinen gleicht. Ob diese Reflexion richtig ist, wer weiß? Wir haben oft genug Beispiele erlebt, daß gerade die so geschaffenen Verbindungen in der Sucht des Mannes und der Frau, daß man ihnen ihre Abstammung aus der Plutokratie nicht anmerken soll, in einen Zustand der Geschmackslosigkeit des Benehmens und äußeren Erscheinens führen, der geradezu abstoßend wirkt. Nach den Männern, die aus der lauffamänißchen Sphäre stammen, glaubt der besorgte Vater vielleicht unter den Söhnen der höheren Beamten, als ihnen am verwandtesten, scheinbar am nächsten stehend, die richtige Wahl treffen zu können. Er glaubt, da er früher diese Sphäre nie so nahe zu Bekanntschaften hat, seine Tochter werde sich in dem neuen Verwandtenkreise wohl fühlen. Hier irrt er sich leider recht oft und die beiden Schwiegermütter schließen ebenso leicht Freundschaft, sie verstehen sich ebenso leicht, wie wenn Wasser mit Feuer sich vermischt. Die hohe Beamtenfrau steht in der

Lachen geben und er lacht selbst laut über seine Worte, aber das Lachen ist ein krampfhaft erlöstes, unnatürliches, herausgequältes. Jetzt endlich lachen auch einige aus der Gesellschaft, einige aus Mitleid, um ihm den Gefallen zu thun, einige dem Hausherrn zuliebe, um die peinliche Szene einigermaßen zu maskiren, einige aus Schadenfreude. Mit Ach und Krach kommt der Redner bis zu dem obligaten Hoch! Dann wischt er sich mit zitternder Hand den Schweiß von der Stirne und setzt sich gebrochen nieder. Ich bin mir bewußt, mit dieser Schilderung nichts übertrieben, nichts farrirt zu haben, denn ich habe derlei oft genug miterlebt und mitangesehen und angehört. Es war immer schrecklich.

Ganz ähnlich verhält es sich, wenn so ein glänzender Gesellschaftler es sich in den Kopf gesetzt hat, auf schriftlichem Wege Geist zu entwickeln zu wollen, also beispielsweise einen wichtigen Brief zu schreiben. Du lieber Gott, es ist unglücklich, was dabei herauskommt! Derselbe Mann, der in der Konversation wirklichen Geist, Geschmack und Grazie offenbart, er wird bis zum Uebermaß abgeschmackt, wenn er seinen Humor zu Papier bringen will. Welch ein Abstand zwischen dem Geiste, der im Gespräch aufleuchtet, denn der Geist ist oft unlegbar vorhanden, und den faden, geschmacklosen Zudungen, die die Feder auf dem Papiere vollführt! Es ist, wie erwähnt, nicht leicht, für diese grelle Differenz eine ausreichende Motivierung zu finden. Durch den Umstand, daß der Redner sich zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gemacht sieht und daß er dadurch aus dem Kontext gebracht wird, ist keine genügende Ausklärung geboten. Denn der Löwe war auch früher der Mittelpunkt der Gesellschaft und sahste sich als solcher.

Vielleicht kommen wir der Erklärung durch eine Analogie näher. Erfahrene Kenner und wissenschaftliche Forscher von autoritativem Gewicht auf diesem Gebiete haben es längst festgestellt, daß unter Umständen auch ein niedliches Stubenlächchen seine ganz besonderen Reize haben könne. Darüber hat die neuere Forschung abschließendes Material zusammengetragen, die Alten in dieser Frage sind geschlossen, jeder Zweifel verbietet sich von selbst. Rücken wir aber nicht-

Schwiegertochter immer eine Fremde, enttäuscht sich fortwährend bei ihr, daß sie so eine einfache Frau ist; und wenn die Tochter nicht große Liebe zum Gatten hegt und große Objektivität besitzt, so rennt sie mit Frau Schwiegermutter recht hart aneinander; die junge Frau affomdiert sich schnell den neuen Verhältnissen, aber die Frau Schwiegermutter will dies nie zugestehen, fühlt sich nie wohl bei ihr, ja, die Enkelkinder sind ihr selbst, wie sie sich ausdrückt, zu vornehm, das heißt, ihr Beamtendünkel läßt sie selbst dies nicht als voll erkennen. Ja das, was den Fernstehenden als verkehrteste Verbindung erscheint, die Verbindung eines wirklichen Aristokraten mit einer Bankierstochter, bietet vielleicht die beste Gewähr für ein richtiges Verständniß der Verhältnisse, wenn der Aristokrat nicht gerade ein Lump ist; dies ist freilich nicht ausgeschlossen, die fürchterlich traurigen Folgen derartiger geschlossener Verbindungen sind oft genug in den Annalen der unglücklichen Ehen verzeichnet.

Auf der Stralauer Kirchwiese sah es vorgestern sehr trübelig aus. Die rigorosen Bestimmungen der Ortsbehörde und das theure Standgeld — 2 M. für den laufenden Fuß — hatten schon von Anfang an viele Händler und Budenbesitzer abgehalten, den „Fischzug“ zu besuchen. Während im Jahre 1883 die Zahl der Stände sich auf 800 belief, sank sie im Vorjahr bereits auf 450 und betrug diesmal kaum etwas über 200. Da die Buden diesmal erst am Sonntag öffnen durften, gestaltete sich die Vorfeier, der sogenannte „Fischzugs Heilige-Abend“, einfacher wie sonst. Die Sommergäste hatten zwar einen Fadelzug veranstaltet, der durch den bengalisch erleuchteten Ort nach der Kirchwiese war, dort sich aber bald auflöste, da die Buden geschlossen waren und der Aufenthalt im Freien durch den Regen verleidet wurde. Die Versuche, die Dorfstraße wegbarr zu machen, waren leider ohne Erfolg geblieben. Noch schlimmer sah es auf der nach Rummelsburg zu gelegenen, an sich schon sumptigen Wiese aus. Während des Vormittags stockte das Geschäft fast gänzlich, erst in den Nachmittagsstunden belebte sich die Kirchwiese etwas. Die Wärselbuden erzielten mit Aufbietung der ganzen Lungenkraft ihrer Befitzer einigen Umsatz. Die Schießbuden standen dagegen fast gänzlich verödet da. Auch das Geschäft in „Madam-nügen“ ruhte vollständig. Vergeblich liefen die Karouffels die schönsten Weisen ihrer Vorträtstalten ertönen, die Kinderwelt fehlte. Nur das als Reueit erdichtene Veloipede-Karouffel fand vor den Augen der Erwachsenen einige Gnade. „Rosella, das schöne Wundermädchen“, sah vereinsamt in ihrer Bude, der Kastagnettenlang einer holden Spanierin vermochte dem „Grand Salon du plaisir“ keine Besucher zuzuführen, die „Rosen von Florenz“ verbüßten ungeschützt, und der „Salon Dphelia“ schloß schon mit Einbruch der Dunkelheit seine Pforten. Nur Wenige verspürten Lust, „5 Minuten in der Hölle“ zuzubringen, hatte man doch an sich schon des Unge-machs genug zu ertragen. Nur „Kasperle“ hatte sich ein Publikum erobert, doch dürfte auch er nur einen Achtungserfolg verzeichnen; seine Vorkstellungen erst gar nicht. Das Geschäft in K. eben war flau, und ein „Eishändler“ mußte mit seinem gesammelten Vorrath an Gefrorenem den Heimweg wieder antreten.

Ueber die Verhaftung eines Pferdediebes wird gemeldet: Am 4. d. M. hatte, wie bereits mitgeteilt worden war, ein Handelsmann aus Weiskensee auf dem Pferdemarkt zu Charlottenburg sein zum Verkauf dorthin gebracht Pferd einem unter dem Namen Schlächter-Gustav ihm bekannten Mann mit dem Auftrage übergeben, das Pferd nach Weiskensee zurückzuführen, hatte aber die traurige Erfahrung gemacht, daß er sein Vertrauen einem unwürdigen Geselchert hatte, denn er sah weder das Pferd noch den Schlächter-Gustav wieder. Gestern traf ein Bekannter des Geschädigten, der den damaligen Markt ebenfalls besucht und dort den Führer des Pferdes gesehen hatte, den letzteren hier in der Landwehrstraße und bewußte seine Festnahme. In seiner Person wurde der wegen Diebstahls bereits mehrfach bestrafte Schlächtergeselle Schlenog ermittelt. Derselbe gab an, das Pferd des Handelsmannes einem Unbekannten für 45 Mark verkauft und den Erlös in seinem Nutzen verwandt zu haben.

Nach einer der hiesigen Polizeibehörde vom Ober-Bergamt zu Klausthal zugegangenen Benachrichtigung ist auf der Lautenthaler Hütte ein Fäßchen goldhaltiges Silber in Körnerform im Gewichte von 125 Kgr. und im Werthe von etwa 20 000 M. vor 10—14 Tagen gestohlen worden. Das Fäßchen, welches wohl von den Dieben vernichtet sein dürfte, war etwa $\frac{1}{2}$ Mtr. hoch und mit eisernen Bändern und Verschlüssen versehen.

R. Eine unangenehme Ueberraschung hatte vorgestern ein in der Pringensch. 48 wohnender Kunststiftler R. Als derselbe von einem längeren Geschäftsgang Abends nach seiner Wohnung heimkehrte, fand er zu seinem Schreck nichts, als die vier leeren Wände vor. Vor seinem Ausgehen hatte er allerdings einen Zwist mit seiner Ehehälfte gehabt, aber demselben weiter keine Wichtigkeit beigelegt und die Sache bereits vergessen; anders aber seine Frau, deren Born von der zu fällig hinzugekommenen Schwester noch mehr angefaßt wurde.

bestoweniger diesem wissenschaftlichen Problem auf den Leib. Ein hübsches Stubenmädchen ist als solches hübsch, also bei der Arbeit, im Hause, im Hausleidchen. Wenn sie aber zum Ausgang den Sonntagsnachmittags-Stoat anlegt, den Federhut, das modisch sein sollende, aber schlecht gemachte und schlecht sitzende Galakleid, dann ist sie nur noch für ihren glücklichen Schußergelassen oder für ihren etwaigen Schlachtendenker, den Herrn Korporal, genießbar, für die Wissenschaft, die Aesthetik ist auch eine Wissenschaft, hat sie damit aufgehört, ein interessantes Objekt zu sein, und der ernste Forscher wendet sich fennend von ihr ab. Darin steht es. Der unglückliche Fischredner glaubt auch, sich schon machen und seinen Sonntagsstaat anlegen zu müssen, und das ist dann das Unglück.

Ein brillanter Banklettedner ist mein Freund B., aber er ist es unter so besonderen Umständen, daß ich seiner hier gedenken muß, damit von seiner runderlichen, freundlichen Gestalt sich ein Licht erziehe auf unser Thema. Freund B. ist ein bedeutender Gourmand; ein großer Freßer, sagen seine guten Freunde; man weiß, was es gewöhnlich mit den guten Freunden auf sich hat! Ein gutes Menü kann ihn in eine ungeheuer rosigte Laune versetzen. Wenn der Champagner inthalt und die Zeit der Loaste gekommen ist, dann wurde er früher gewöhnlich durch den Ausruf überrumpelt: „Freund B. hat das Wort!“ Auf diese Aufforderung antwortete er gewöhnlich, sitzen bleibend, durch eine lecke persönliche Bemerkung. Der ersten Bemerkung folgten dann andere, während welcher er sich erhob, und so kam er nach und nach, ohne daß er dessen selbst recht inne geworden wäre, in Zug- und er ließ nicht nach, ehe sich nicht alles vor eitel Begüsterung in den Armen lag. Das waren glänzende und zündende Improvisationen, auf welche er stolz sein durfte. Das war, und jetzt ist es anders, ganz anders, und daran sind auch nur die guten Freunde schuld! Diese Freunde! Man ermesse die ungeheure Bosheit, die sich aus nachstehendem Sachverhalt ergibt. Einer hatte herausgebracht, daß B. allerdings ein genialer Improvisator, aber im Grunde doch kein Redner sei. Das zeigte sich auch sehr bald, er ist feuerscheu und wird vom Lampenfieber geplagt, wenn er

...fort... die... Objektiv... hat... neuen... dies... nicht... sind... ist... ihr... kleinen... Bindung... mit... für... ein... kristall... schloffen... Verbin... den Eben...
...ern sehr... behörde... Fuß... -... mdestiger... Jahre... im... as über... durften... Heilige... n war... uchteten... ste, da... Kreien... Dorf... blieben... zu be... nd des... n Nach... Würfel... ft ihrer... n da... Nabau... drowell... arouffel... Koffele... e Bude... te dem... n, die... seine... in der... Unge... Publi... blig ver... theater... schäft in... seinem... der an...
...ird ge... worden... demarkt... d wird... lannten... eisenke... ht, das... wenn er... wieder... en da... der des... dweber... Person... bestrafte... das... und zu...
...Ober... tigung... Silber... the von... Das... dürfte... id Ver...
...trage... als der... seiner... ts, als... hatte er... er dem... bereits... der zu... wurde...
...en Leib... also bei... e aber... z, den... machte... och für... waigen... für die... nd bei... in steck... n schon... n, und...
...aber... er hier... en Ge... B. ist... n seine... n eine... pagner... wurde... Freund... tete er... e Be... wä, nach... n Zug... el Be... dte und... burste... daran... eunden!... schen... n, das... runde... er ist...

Auf den Rath dieser Schwester ließ die Frau einen Möbelwagen kommen, die gesammten Sachen aufladen und war ohne jede Nachricht für den Hinterlassenen von dannen gezogen. Jetzt läuft der gegen seinen Willen Strohtrittwer gewordene Mann bei allen Bekannten umher und sucht die Zeulose.

Einem Schankwirth in der Dorothienstraße wurde in der Zeit vom 18. zum 19. d. M. aus seinem verschlossenen Bodenschloß ein Saß mit 8000 Mark im Werthe von 100 M. gestohlen. Es sind dies nur Champagner-Pfropfen, die folgende Bezeichnung tragen: „Pommery u. Greno Aicms, Reol u. Chandon, Deuz u. Geldermann“ und es dürfte der Verkauf von Pfropfen mit dieser Bezeichnung in größerer Menge auf die Spur des Diebes führen.

Einem Schwindler, welcher unter dem Namen eines Barons von Budberg namentlich den Westen Berlins umherschreute, hat die schönen Hoffnungen einer jungen reisenden Wittwe in der Lützowstraße auf das grausamste zerstückelt. Gedachte Dame hatte in einer hiesigen Zeitung inserirt, daß sie eine Stellung als Gesellschafterin oder Repräsentantin in einem Haushalt oder bei einem feinen Herrn suche, und sie hatte auch das Glück, daß bei ihr ein elegant gekleideter Herr erschien, der sich ihr als der Baron von Budberg zu erkennen gab, welcher eine Repräsentantin für seinen großen Haushalt wünschte. Die einnehmende Wittwe lernte bald den „Herrn Baron“ nicht nur als „sehr noblen Mann“, sondern auch als Kavalleren kennen, denn der „Herr Baron“ offerirte der Dame neben einem Monatsgehalt von „vorläufig“ 100 M. seinen — Mund zum Kusse, ein Anerbieten, das die schöne Frau für's Erste nicht glauben annehmen zu dürfen. Der „Herr Baron“ schien aber darüber keineswegs ungnädig, denn er versprach der schönen Wittwe, ihr zwei Diener zu ihrer persönlichen Bequemlichkeit zu stellen und forderte die Dame schließlich auf, sich für den nächsten Tag in ihre eleganteste Toilette zu werfen, da er mit ihr zur Einrichtung einer bereits unter den Linden gemieteten großen Wohnung das nötige Mobiliar zu kaufen wolle. Dann verabschiedete er sich mit einem warmen Händedruck von der überraschten Frau, die ihr Glück sofort ihren Freundinnen und Bekannten mittheilte, überhaupt ganz aus dem Häuschen war. Am andern Tage sah man die hoffnungsvolle Wittwe schon am frühen Morgen in einem schönen Sammetkostüm beim Bekannten mittheilte, überhaupt ganz aus dem Häuschen war. Am andern Tage sah man die hoffnungsvolle Wittwe schon am frühen Morgen in einem schönen Sammetkostüm beim Bekannten mittheilte, überhaupt ganz aus dem Häuschen war.

Gerichts-Zeitung.

Der laßt da? So begann ein Artikel in Nr. 48 des „Reichsboten“ vom 26. Februar d. J., welcher sich mit dem Dr. Nathanson, dem früheren Redakteur des „Berliner Tageblatts“ beschäftigte und welcher den letzteren veranlaßte, eine Beleidigungsklage gegen den Redakteur des Reichsboten, Herrn Engels, anzustrengen, welche gestern vor der fünften Berufungsstrafkammer verhandelt wurde, nachdem der Verklagte in der ersten Instanz freigesprochen worden war. Anfangs dieses Jahres war Dr. Nathanson bekanntlich wegen Majestätsbeleidigung angeklagt aber freigesprochen worden und hatte dies der in Rom erscheinenden „Riforma“ als Material zu einem Artikel mit der Ueberschrift „Un amico dell' Italia“ gedient, in welchem der Freude und Genugthuung über das freisprechende Erkenntnis in mehr als warmer Weise Ausdruck verliehen war und darauf hingewiesen wurde, daß Nathanson einer der wenigen deutschen Publizisten sei, auf welche Italien zählen könne und daß derselbe durch seine Artikel viel zu der zwischen dem jungen Staate und Deutschland herrschenden freundschaftlichen Beziehungen beigetragen habe. — Der im Reichsboten erschienene inkriminirte Artikel nahm nun den Dr. Nathanson, „den Freund Italiens“, arg mit; es wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß derselbe wahrscheinlich selbst der Verfasser des ihn betreffenden Panegyrikus in der „Riforma“ gewesen, daß Dr. Nathanson wahrscheinlich von dem berüchtigten italienischen Prefsdosen Geldmittel bezöge und daß der ganze Artikel sich als eine übermäßige Annäherung des Verfassers lenneigne. Der erste Richter hatte auf Freisprechung des Verklagten erkannt, weil er trotz der starken Angriffe das Kriterium der Beleidigung vermisste, welches die Berücksichtigung des Angegriffenen bedingt. Im gestrigen Termine hat der Kläger um Bestrafung des Verklagten, weil er in seiner publizistischen Ehre aufs Tiefste gekränkt worden sei, während der letztere, sich auf die Motivierung des ersten Richters stützend, um Aufrechterhaltung des ersten Urtheils bat. Der Gerichtshof war aber der Ansicht, daß der ganze Artikel den Stempel des Hohns und der Beschäftigung an sich trage und besonders wegen der vorerwähnten Neuerungen beleidigender Natur sei. Er hob deshalb das erste Urtheil auf und erkannte gegen den Angeklagten auf eine Geldstrafe von 100 Mark eventuell 10 Tage Haft.

Die bekannte Klagesache des Schriftstellers von Federzanz-Weber gegen den Abgeordneten Direktor Goldschmidt beschäftigte gestern in der Berufungsinstanz die sechste Strafkammer hiesigen Landgerichts I. Wie bekannt, bestand zwischen den Parteien eine Zeit lang ein Rechtsverhältniß, über dessen Bedeutung dieselben verschiedener Meinung sind. Während Direktor Goldschmidt behauptet, daß der Kläger nichts weiter als Privatsekretär bei ihm gewesen, stellt von Federzanz-Weber die Behauptung auf, daß er eine Art literarischen und intellektuellen Adjunktus des Verklagten gewesen und demselben Stoff zu seinen Reden und literarischen Arbeiten geliefert habe. Als im vorigen Jahre eine Prokläre Goldschmidt's über den Freiherrn v. Stein erschien, glaubte v. W. darin ganze Stellen aus einer Arbeit wiederzuerkennen, welche er selbst längere Zeit vorher an den Verklagten abgeliefert hatte. Kläger, der sich inzwischen mit Goldschmidt entzweit hatte, richtete deshalb unter dem 6. Oktober v. einen Brief an letzteren, in welchem er ausführt, daß Goldschmidt fremdes literarisches Eigentum unberechnet fruktifizirt habe. v. W. machte einen Honoraranspruch von 300 M. Der Verklagte hat dem Kläger schließlich 100 M. gegeben, nicht weil er seine Forderung als berechtigt anerkannte, sondern um des Friedens willen. v. Federzanz-Weber hat schließlich die Privatklage angestrengt, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß der Angeklagte seinen Brief vom 6. Oktober dritten Personen gegenüber als eine „Erspressung“ bezeichnet hat. Das Schöffengericht hat durch Urtheil vom 23. April c. den Angeklagten Goldschmidt freigesprochen, dagegen den Kläger auf dem Wege der Widerklage wegen Beleidigung in drei Fällen für schuldig erklärt und zu 250 M. Geldbusse verurtheilt. Das Schöffengericht billigte dem Angeklagten Goldschmidt in dem einen Falle, in welchem er bei den Verhandlungen mit dem Rechtsanwalt Hentig von einer „Erspressung“ gesprochen, den Schuß des § 193 des St.-G.-B. zu, erblidete dagegen in jenem Briefe vom 6. Oktober, ferner in einem den Streitfall behandelnden Artikel des „Münchener Fremdenblattes“ und in einem an das Reichstags-Präsidium gerichteten Schreiben des Klägers v. W. strafbare Beleidigungen, die durch den § 193 nicht gedeckt wurden. — Gegen dieses Erkenntnis hat v. Federzanz-Weber die Berufung eingelegt und seine Freisprechung und die Verurtheilung des Dr. Goldschmidt beantragt. — Da v. W. bei der Verhandlung in erster Instanz auch hatte durchblicken lassen, daß früher ein Schriftsteller Dr. Veog der spiritus rector des Dr. Goldschmidt gewesen, so ist von letzterem ein Brief des mit dieser Bemerkung wohl gemeinten Dr. jur. J. Veog zu den Akten gegeben, in welchem derselbe erklärt, daß er mit den Akten und Schriften des Dr. Goldschmidt nie das Geringste zu thun gehabt habe. Rechtsanwalt Stein vertrat die Ansicht, daß beide Parteien mit gleichem Maß zu messen, d. h. entweder beide zu verurtheilen oder beide freizusprechen seien, während Justizrath Lefse auf Befähigung des ersten Erkenntnisses plaidierte. Der Gerichtshof hielt die Feststellungen der ersten Verhandlung in keiner Weise für erschüttert, erwo, daß der Angeklagte in seiner Eigenschaft als Abgeordneter schwer gekränkt und die ganze Angelegenheit zu einem Wahlmannöver ausgenutzt worden ist und erkannte deshalb auf Verwerfung der Berufung.

Unter der Anklage des wiederholten Betruges stand gestern der Kaufmann Karl Jakobus vor der 91. Abtheilung des Schöffengerichts. Der hieselbst wohnhafte Zeitungs-Verleger Dr. Gompertz besand sich im Herbst vorigen Jahres in Geldverlegenheit und versuchte derselben dadurch abzuhelfen, daß er als Reflektant auf eine Zeitungs-Annonce austrat, worin ein Kapitalist eine Summe von 10 000 M. zu verleihen hatte. Es erschien darauf bei ihm der Angeklagte, welcher über dieses Geschäft mit ihm Rücksprache zu nehmen hatte und am Schlusse der Unterhaltung einen für den Reflektanten günstigen Ab-

schluß versprach. Der Angeklagte erklärte zwar, daß er nur Vermittler und der eigentliche Geldgeber ein Herr Meyerstein sei, er würde aber aus besonderer Gefälligkeit für Dr. Gompertz demselben als Sicherheit für das zu leihende Geld eine Hypothek zur Verfügung stellen, welche er auf einem in Friedrichsberg belegenen Grundstücke besaß. Eine Gefälligkeit sei der anderen werth, meinte aber der Angeklagte und bat darauf den Dr. Gompertz, welcher selbst Geld leihen wollte, um ein Darlehn von 100 M. Er hatte Erfolg. Dr. Gompertz gab ihm das Geld in der Hoffnung, daß der Angeklagte sich seiner Interessen nunmehr um so wärmer annehmen würde. Schon am nächsten Tage erschien der Angeklagte wieder und bat und erhielt von Dr. G. nochmals 40 M., da er demselben vorlegte, er brauche diese Summe, um die Umschreibung der erwählten Hypothek zu bewirken. Als er seinem Opfer dann noch zu zwei Malen Beträge von 5 und 6 M. abgeschwindelt hatte, ließ er sich bei demselben nicht mehr sehen, und nachdem Monate vergangen, war dem Dr. Gompertz klar geworden, daß er betrogen war. Der Gerichtshof diktirte dem Angeklagten wegen dieser Schwindelthaten eine Gefängnisstrafe von einem Monate zu.

P. Nächtliche Wilddiebereien in den königlichen Forsten bei Budow veranlaßten den vom Hoggeld-Amt bestellten Administrator derselben, Jagdzeugmeister Luther, zu Anfang Dezember v. J. während der Nachtzeit einen Streifzug auf die Wilderer zu unternehmen, welche nach der Ansicht des Genannten wohl am sichersten in der Nähe des unweit belegenen Dorfes Brig anzutreffen waren. Die Nähe wurde bald belohnt, denn kurz vor Mitternacht entdeckte der Forstbeamte im Mondschein zwei mit Büchsen bewaffnete Gestalten, welche, als v. Luther seine Begleitmannschaft durch ein Signal hiervon verständigte, flüchteten und ihre Gewehre fortwarfen, um ungehindert entziehen zu können. Dies letztere glückte indessen nur einem der Wilddiebe, während der andere auf der Flucht überholt und in einem Schaufelgraben festgenommen wurde. Das doppelläufige, scharfgeladene Jagdgewehr des Ergriffenen fand der Förster hinter einem Gartenzaun in der Erde steckend; eine zweite Jagdmasse fand man in der Nähe in einem Busch versteckt vor. In der Person des festgenommenen erkannte der Förster alsbald einen bereits bestraften Wilddieb, den Neuhändler Flemming aus Brig. Das Schöffengericht zu Kirdorf hatte Flemming von der wider ihn erhobenen Anklage freigesprochen. Die Berufung der Staatsanwaltschaft hatte jedoch eine nochmalige Verhandlung der Sache vor der Ferienstrafkammer des Landgerichts II zur Folge. Im gestrigen Audienz-Termin erachtete nun das Berufungsgericht den Angeklagten Flemming des unberechtigten Jagens für schuldig und erkannte auf 300 M. Geldbusse eventuell 3 Monate Gefängnis und Konfiskation der Waffen.

Vereine und Versammlungen.

Die öffentliche Versammlung der Kürschner, die am Sonnabend Lothringersstr. 37 tagte, hatte sich zunächst mit den Ersatzwahlen zu beschäftigen, die dadurch, daß 7 Mitglieder der Lohnkommission ihr Mandat niedergelegt hatten, nötig geworden waren. Die Hinweise auf die persönlichen Verhältnisse in der Lohnkommission und zwei Anträge, von denen der eine dahin ging, daß man in Rücksicht auf die zu geringe Zahl der Anwesenden die Wahlen vertagen möge, der andere dahin, daß man durch Allamation alle 7 wiederwählen möge, riefen lange erregte Debatten hervor. Aus den dann vorgenommenen Wahlen gingen die Herren Berger, Vitom, Friedrich, Bergeler, Schmerberg, Bohn und Hunder hervor. Die Wahl des Herrn Koch, eines von den acht Mitgliedern, welche ihr Mandat nicht niedergelegt, zum Vorsitzenden der Lohnkommission und Leiter der Lohnbewegung erfolgte mit Einstimmigkeit. Zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung: „Zweck und Nutzen der Kontrollarbeitsbücher“ nahmen die Herren Koch, Janus und Haase das Wort, um darzulegen, daß es der Lohnkommission bisher in vielen Fällen nicht möglich gewesen, die nötige Gewisheit darüber zu gewinnen, ob die Fabrikanten, welche sich durch Namensunterschrift auf den von den Arbeitern aufgestellten Minimallohn tarif verpflichtet haben, der Verpflichtung wirklich Genüge leisten, und um die Einführung eines Kontrollarbeitsbuches für jeden Arbeitnehmer, in welches sein Arbeitgeber die Zahlungen, die er für die in Empfang genommenen genau zu spezifizierenden Posten geleistet hat, einzutragen verpflichtet sein würde, zu empfehlen. Es wurde die Abstimmung in betreff der einzuführenden Kontrollarbeitsbücher auf die nächste öffentliche Versammlung vertagt und die Lohnkommission beauftragt, die Angelegenheit, wo möglich unter Assistentz des bisherigen Leiters der Lohnkommission, noch einmal in Beratung zu ziehen.

Die Generalversammlung der Berliner Maurer am Sonntag Vormittag in der „Tonhalle“, Gr. Friedrichstraße 112, unter dem Vorsitze des Herrn Behrend war von ca. 3500 Theilnehmern besucht. Ueber den Hauptgegenstand der Tagesordnung, das Verhalten der Meister gegenüber den Sperren“ referirte der Vorsitzende. Derselbe theilte mit, daß die bekannten Meister resp. Arbeitgeber in einer am Freitag im Architektenhause abgehaltenen geheimen Sitzung, gemäß den bekannten Vorschlägen der „Baugewerks Zeitung“, beschlossen haben, jeden Innungsbundes-Meister zur gegenseitigen Aushilfe mit Arbeitskräften bei Bauperken zu verpflichten, sowie jeden Maurergesellen, der sich nicht „verschiden“ läßt, in das betreffende „Schwarze Buch“ einzutragen, dessen Inhalt stets allen Meistern mitgetheilt werden soll. Das sei doch, bemerkte der Redner, eine Verurtheilung und man könne nur gespannt darauf sein, zu erfahren, ob auch für solche Maßregeln der § 153 der N.-Gew.-D. existire, oder nicht. Wenn in jener geheimen Sitzung ferner beschlossen worden sei, sich direkt an die Meister in der Provinz um Aufschickung brauchbarer Arbeitskräfte zu wenden, so werde das an der jetzigen Beschaffenheit des hiesigen Arbeitsmarktes zu Gunsten der Meister und Unternehmer schwerlich etwas ändern, da die Provinz-Meister sich hüten würden, den hiesigen ihre guten Kräfte zuzusenden; vielmehr werde es sich dabei nach wie vor um „schwachendes Material“ handeln, das man nach kurzem Versuch wieder entlasse und unbekümmert seinem traurigen Schicksal überlasse. Darum möchten es sich alle Maurer in der Provinz doppelt und dreifach überlegen, bevor sie sich hierher „verschleppen“ lassen. In drastischer Weise schilderte der Redner hierauf die auf dem Reichstagsbau gegenwärtig herrschenden Arbeiterzustände. Die Mehrzahl der dortigen Maurer nächtigte daselbst auf elendem Strohlager, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil ihr Lohn ihnen nicht gestattet, sich eine bessere Schlafstelle zu verschaffen. Daß sie nur von Kartoffeln und Heringen leben, sei gleichfalls bekannt. Solche Arbeiter könnten freilich billig arbeiten, ihr Dasein aber sei sicher kein menschenwürdiges. Ferner theilte der Redner mit, daß auf dem Bau des Maurermeisters Eckert in der Zimmerstraße am Sonnabend 42 Mann einmüthig die Arbeit einstellen, da Herr C. sich weigerte, mehr als 42 1/2 Pf. pro Stunde zu zahlen. Auch soll derselbe erklärt haben, daß ihn schon jetzt das tausend Steine auf 80 M. zu stehen läme und er bankrott werden müßte, wenn er noch mehr Lohn gäbe. Der Grund, weshalb Herr C. die Arbeit so theuer zu stehen komme, sei, so bemerkte der Redner, lediglich in dem Umstande zu suchen, daß Herr C. bei der Niedrigkeit seiner Löhne keine oder nicht genügend brauchbare, tüchtige Maurer bekommen könne. Das Arbeiterschutzesgesetz betreffend, das gleichfalls in der Tagesordnung der Versammlung namhaft gemacht war, theilte Herr Baumeister Resler mit, daß zur Behandlung dieses Gegenstandes am Mittwoch eine besondere große Versammlung statt-

finden werde, in welcher er über dieses Thema zu sprechen gedachte. Aus den übrigen Verhandlungen haben wir nur noch hervor, daß Herr Kessler eine die Berliner Orts- und die Zentral-Krankenkasse der Maurer betreffende Interpellation dahin beantwortete, daß dem Uebertritt von der letzteren eine dreimonatliche schriftliche Kündigung vorhergehen müsse, die man — „aus bekannten Gründen“ — nur per eingeschriebenen Brief und unter sorgfältiger Aufbewahrung des betreffenden Postscheins effektuieren möge, wenn man sicher gehen wolle. Ferner Konstatirte der Vorsitzende unter Hinweis auf eine diesbezügliche Notiz in der „Baugewerks-Zeitung“, daß der Vorstand der Zentral-Krankenkasse der Maurer und die Lohn- und Streit-Kommission der Berliner Maurer zu keiner Zeit in irgend welcher Wechselbeziehung zu einander gestanden, oder mit anderen Worten, daß die Zentral-Krankenkasse niemals etwas mit dem Berliner Streit oder dieser mit jener zu schaffen gehabt. Die betreffende Notiz jenes Blattes erklärte der Redner für eine Fälschung und lägenhafte Verleumdung.

Die Metallarbeiter-Versammlung, welche am Sonntag, den 23. d., in Grätzel's Bierhallen, unter Vorsitz des Herrn Knappe stattfand, war nur schwach besucht. Auf der Tagesordnung stand: 1. Gründung eines „Allgemeinen Metallarbeiter-Vereins“ für Berlin. 2. Wahl einer Statutenberathungs-Kommission. Zunächst ergriff Herr Günther das Wort. In Hinweis auf die Ereignisse in Mannheim bedauerte er, daß dort ein mit den edelsten Absichten und den besten Kräften begonnenes Werk zerstört worden sei. Seiner Ansicht nach hätte der Grund keinesfalls in den Zwecken des Vereins gelegen. Die Regierung hätte nichts dagegen einzuwenden können, daß zur Steuerung des Bagabondenwesens eine Wanderunterstützung und für Arbeitslose wie für Streikende eine Hilfskasse gegründet werden sollte. Vielleicht hätte man sich in der Wahl des Vorstandes vergiffen, der weit über seine Befugnisse hinausgeschritten wäre, dem Verein einen politischen Charakter hätte geben wollen und dadurch den schönen Bau zertrümmert. An den Metallarbeitern Berlins, auf die jetzt die Augen aller Genossen Deutschlands gerichtet seien, wäre es, einen neuen über ganz Deutschland ausgebreiteten Verband zu gründen. Gelänge es nicht, so hätten sie wenigstens ihre Ehre gerettet. (Bravo!) Entgegen den Aeußerungen des Herrn Günther nahm Herr Riethe die Leiter des Mannheimer Vereins in Schutz, welche nur darum so gehandelt hätten, weil sie glaubten, auf dem Boden des bairischen Gesetzes sich freier bewegen zu dürfen. Er persönlich habe von vornherein gesagt, daß mit der allgemeinen Vereinigung ein Voet geschossen worden sei; die Fachvereine, die vorher so blühend gewesen wären, hätten dabei große Opfer bringen müssen, um schließlich, als sie zentralisiert waren, aufgelöst zu werden. Seine Ansicht gebe dahin, daß jedes Fach seinen eigenen Verein gründen müsse, um so gewissermaßen erst eine Schule für die Zukunft durchzumachen. Redner spricht dann für Verkürzung der Arbeitszeit und Wegfall der Alfordarbeit und kommt, als er vom Vorsitzenden ernannt wird, bei der Tagesordnung zu bleiben, noch einmal auf seinen Vorschlag zurück. Herr Siegrist erklärt sich gegen denselben, da die Arbeitgeber für solch kleine Genossenschaften keine Beachtung hätten und außerdem ein Verein dem andern auf dem Halse läge. Nur durch eine größere Verbindung könnte man den Herren Respekt einflößen. Man sollte es vorläufig in Berlin versuchen, die Vereine außerhalb würden sich bald anschließen. (Bravo!) In der folgenden Diskussion wird Herrn Günther darauf aufmerksam gemacht, daß sein Projekt nur als eine Fortsetzung des alten aufgelösten Vereins angesehen und demgemäß behandelt werden würde. Mehrere Redner, besonders Herr Reiband, sprechen sich lebhaft in dem Sinne des Hrn. Siegrist aus. Schließlich wird folgender Antrag mit allen gegen eine Stimme angenommen: „Die Versammlung möge beschließen, für Berlin einen allgemeinen Metallarbeiterverein zu begründen, für Berlin einen allgemeinen Metallarbeiterverein zu begründen, worin sämtliche Metallarbeiter Berlins, gleichviel welcher Branche dieselben angehören, Aufnahme finden. Im Anschluß hieran erklärt Herr Knappe, daß auch der Formier-

bund der Fahne des allgemeinen Metallarbeitervereins folgen müsse, er wenigstens würde sonst aus demselben austreten. — Der zweite Punkt der Tagesordnung, Wahl einer Statutenberathungs-Kommission, wurde nach längerer Debatte von der Versammlung abgelehnt, da die Majorität sich nicht für kompetent genug erklärte, in einer so wichtigen Sache bindende Beschlüsse zu fassen, ohne sie vorher den einzelnen Vereinen vorgelegt zu haben. Es wurde schließlich aus den Herren Günther, Reiband, Roblinski eine Kommission gebildet, welche in aller nächster Zeit zur endgültigen Erledigung dieser Angelegenheit eine Versammlung einberufen soll.

hfs. Der Fachverein sämtlicher im Drechslergewerbe beschäftigten Gewerkschaften verhandelte in der vom Sonnabend Abend bei Grätzel (Kommandantenstraße) abgehaltenen außerordentlichen Vereinsversammlung über das am Polizeipräsidium an den Verein gerichtete Schreiben in Betreff der Sonntagsarbeit. Das Resultat der Verhandlungen war die Annahme der vom Vereinsvorstande bereits ausgebrachten Antworten. Wir heben daraus folgendes hervor: Durch das gesetzliche Verbot der Sonntagsarbeit würde den Gewerkschaften kein Schaden erwachsen; dieselben versprechen sich von einem solchen Verbote vielmehr beträchtliche Vorteile. So würde es z. B. dem Arbeiter dadurch möglich gemacht werden, sich um das körperliche und geistige Wohl seiner Kinder resp. seiner Familie zu kümmern, seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen und zu verhindern, daß er ganz zur Maschine herabsinke und in Stumpfheit und Unzufriedenheit verfallt. Allgemein wurde die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Jahresarbeits-Verdienst durch das Verbot der Sonntagsarbeit keinerlei Verringerung erfahren werde und die Versammlung beschloß einstimmig, zu erklären, daß das gesetzliche Verbot der Sonntagsarbeit durchführbar sei. — Beim Punkt „Verschiedenes“ wurde der Antrag angenommen, die Herren Julius Müller, Arthur Fischer und Julius Hildebrandt nicht mehr in den Verein aufzunehmen, auch denselben als Gästen keinen Zutritt zu gewähren und sie an den Verhandlungen nicht teilnehmen zu lassen, da sich dieselben in der Zentral-Krankenkasse der Drechsler grober Veruntreuungen schuldig gemacht. Endlich beschloß man, anstatt der für den 23. d. Mts. projektirten gewesenen Herrenpartie eine solche am Sonntag, den 30. d. Mts., zu unternehmen, und zwar Morgens 7 Uhr vom Kottbuserthor-Platz aus. Die nächste Versammlung findet am 14. I. Mts. in den Arminshallen, Kommandantenstr. 20, statt. In dieser Versammlung wird über den Statuten-Änderungsantrag Beschluß gefaßt werden.

Arbeiter-Bezirksverein für den Osten Berlins. Auf die heute Abend 8 1/2 Uhr in Kellers Lokal, Andreasstraße 21, stattfindende Versammlung werden die Mitglieder nochmals aufmerksam gemacht und aufgefordert, zahlreich zu erscheinen. Die Tagesordnung lautet: 1. Vortrag des Stadtverordneten Herrn Zugauer. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt. — Der monatliche Beitrag beträgt 20 Pf., Einschreibegeld wird nicht erhoben. Die Petition betreffs des Arbeiterschutz-Gesetzes liegt zur Unterzeichnung aus. Den Mitgliedern wird es dringend ans Herz gelegt, nicht nur die Petition mit ihrer eigenen Unterschrift zu versehen, sondern auch in ihren Kreisen dahin zu wirken, daß dieselbe mit tausenden von Unterschriften bedeckt an den Reichstag gelange. Listen sind an den in „Berliner Volksblatt“ Nr. 178 bezeichneten Stellen zu haben. Denjenigen Mitgliedern, welche Listen zum Sammeln von Unterschriften entnehmen, wird pünktliche Ablieferung zur Pflicht gemacht.

Vermischtes.

Beim Wetterlegen vom Blitz getroffen. Zu Mühlwald im Buxterthale schlug, wie der „Burggräber“ schreibt, der Blitz vor Kurzem in die dortige Kirche. Es war um 7 1/2 Uhr Abends, als der Kurat das zweite Mal in der Kirche

den üblichen Wetterlegen gab. Er hatte eben die Konfirmanden in das Tabernakel gestellt, als es aufleuchtete und ein Knall erfolgte — im nächsten Augenblicke war Alles in Rauch gehüllt, und als die Wolke sich lichtete, lag der Seelforger auf der Evangelienseite an den Stufen des Altars. Der Strahl hatte ihn nur gestreift; die Brandmale zeigten, wie der Blitz von der linken Hand an die untersten Rippen hinüberprang, seinen Lauf über den unteren Theil des Brustkorbes nahm, um an der rechten Hälfte hinab zu den Fußspitzen zu gelangen und dort zu verschwinden. Der Kurat erholte sich schnell wieder.

Kürnberg. In diesen Tagen spielte sich auf dem hiesigen Bahnhofsplatz folgende Komödie ab. Die Lokomotive piff, der Zug stand augenscheinlich zum Abfahren, da kam eiligen Schrittes mit erregtem und erbigtem Gesicht ein Mann daher, welcher aufmerksam die zum Bahngelände strebende Menge musterte. Jetzt hatte er gefunden, was er suchte; wie ein Habicht auf die Taube schoß unser Mann auf einen ganz gemächlich daherschreitenden Herrn zu, von dem man noch nicht sagen konnte, ob er zum Bahnhof wollte. Der Erstere — nennen wir ihn A — den Zweiten — mag dieser B heißen — sehen, auf ihn zusträten und mit festem Griff denselben fassen, war das Werk eines Augenblicks. „Also, es ist so, wie mir gesagt wurde“, schob A den B mit dem Gesicht an, „Sie wollen sich aus dem Staub machen und ich hätte das Nachsehen. Oh, so haben wir nicht gerechnet, erst zahlen Sie mich und dann können Sie hingehen, wohin Sie wollen.“ Mit mitleidigem Lächeln sah B auf A herunter; er war groß in seiner Ruhe, kein Zug hatte sich in seinem Gesichte bei dem harten Angriff A's verändert. „Härtherziger Mann, warum stören Sie mit Ihrem rauhen profaischen Angriff die letzten Minuten eines Sterbenden?“ sagte B mit melancholischem Ruhe. Ein prüfender Blick des A fand weiter nichts als die vollkommen ruhige Miene des B, dessen Auge wie in weite Fernen blickte. „Ach was, Schwindel“, polterte A, „durchbrennen wollen Sie; mich, den Sie mit so und so viel angumpft, auch noch anschnütern; ich weiß Alles!“ „Nann, wenn Sie Alles wissen“, flüsterte B ihm heiss und bringend in's Ohr, „dann wissen Sie auch, daß mit nichts geblieben ist, als mein nacktes Leben und dieser einzige Anzug; mein Leben hat unter diesen Umständen keinen Werth für mich mehr, ich bin im Begriff, einen stillen Ort aufzusuchen, um mich von diesem Dasein zu befreien.“ In tiefen, tragischen Tönen hat B gesprochen, dieser schaute sein Auge, die rechte Hand ruhte unbewußt in der Rocktasche. Für einen Moment starrte A doch, aber das war rasch vorüber: „Rachen Sie keine Umstände, entweder Sie betappen oder ich rufe die Polizei!“ „Unnennlich!“ sagte B mit dem Pathos eines Tragöden; „Sie wollen es so.“ Seine rechte Hand brachte ein blühendes Ding zum Vorschein, mit der Linken faßte er fest das Handgelenk seines Widersachers: „Sie Kannibale, raunte er dem erschrockenen A ins Ohr, „diese Dynamitpatrone soll meinem verfehlten Leben ein Ende machen; ich wollte es nicht hier auf freiem Platz thun, aber bevor ich mich der Polizei übergebe.“ Mit diesen Worten riß B an einer Schnur oder sonst was und an der Messinghülse flammte ein blaues Flämmchen auf. „Herr Gott im Himmel“, schreit A erlebend, „lassen Sie mich los, ich habe Weib und Kinder daheim!“ Nur mit Mühe gelang es ihm, sich aus der eisernen Faust des B zu befreien. „Eder Mann“, sagt dieser, „geben Sie mir doch wenigstens die Hand zu Abschied für diese Welt, noch hat es einige Sekunden Zeit.“ Als B diese wenigen Worte gesagt, bog A bereits eiligen Laufs ins Frauenkloster ein, die Ohren mit beiden Händen zudrückend; er erwartete jeden Augenblick die Detonation... Jeht Minuten später sah ich den B hochbeladen mit Gepäck und vergnügtem Gesicht den Mäntelchen Schnellzug besteigen und wie er sich in der Ecke eines Koupes zweiter Klasse bequem gemacht hatte, zog er einen funkelnden Gegenstand aus seiner Brusttasche und betrachtete mit vergnügtem Lächeln sein — Benzolfeuerzeug.

Theater.

Opernhaus.

Heute: Carmen.

Schauspielhaus.

Heute: Graf Eszter.

Velle-Alliance-Theater.

Heute: Sein Stedenpferd.

Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.

Heute: Der Großmogul.

Ostend-Theater.

Heute: Der Hüttenmeister.

Central-Theater.

Alte Jakobstraße 30. Direktion: Adolph Ernst.
Heute: Zum 25. Male: Die wilde Rage. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannstädt, Musik von G. Steffens.

Walthalla-Operetten-Theater.

Heute: Der Feldprediger.

Allen Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß das längst erwartete Badet von der Firma „Storch u. Komp.“ am Sonntag prompt eingetroffen ist und einen derben Jungen enthält. [1958] G. Nagel, Schwedterstr. 252.

Dankagung.

Allen Freunden und Bekannten, vor Allem dem Verein der Barquetbodenleger, wie auch dem Gesang Verein, die meinem innigstgeliebten Mann Hermann Weisheit die letzte Ehre erwiesen und ihn bis zum Grabe begleitet haben, sage ich meinen herzlichsten Dank. [1952] Die tiefbetrübte Wittwe und Kind.

Aufforderung!

Die Revisions-Kommission der Tischler ersucht sämtliche Kollegen, welche sich im Besitz von Material: Quittungen u. befinden, dieses den unterzeichneten Kommissionsmitgliedern auszubändigen. [1959] Schmidt, Hochtstr. 22, Baresel, Lausigerplatz 18, Schmidt, Manteuffelstr. 9, Schaar, Manteuffelstr. 67, Ridel, Nauynstraße 87, Böcker, Lausigerstr. 11, Kreuz, Stalitzerstr. 28.

Freisinnige Zeitung

begründet von Eugen Richter,

erscheint vom 1. September ab als Morgenblatt 6mal wöchentlich. Postabonnement pro September eine Mark, bei Berliner Zeitungsprezbitoren einschließlich des humoristischen, illustrierten Wochenblattes von A. Stettenheim „Berliner Wespenn“ eine Mark 25 Pfennig. Expedition: Berlin W., Franzosischestr. 11/12. [1961]

In bezug auf die Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstraße 44.

Das von uns vertrieben ist kein gewöhnliches Kalenderbuch, sondern ein Werk, das die Interessen der Arbeiterklasse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellt. Es enthält eine Fülle von interessanten Nachrichten und ist ein wertvolles Dokument für die Geschichte der Arbeiterbewegung.

Der Neue Welt-Kalender für 1886.

Verlag: Die Arbeitervereine in Berlin, Zimmerstraße 44.

Preis: 50 Pfennig.

Bezirksverein des werktätigen Volkes der Schönhauser Vorstadt.

Mittwoch, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Reiter's Lokal, Schönhauser Allee Nr. 161: **Versammlung.**

Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Hiesländer: „Zur Wohnungsfrage“.
2. Verschiedenes.
3. Fragekasten.
Gäste willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Der Vorstand. [1957]

Den Tischlern Berlins

zur Nachricht: Auf Beschluß der Revisions-Kommission ist mit dem heutigen Tage die Lohn-Kommission außer Thätigkeit gesetzt. Berlin, den 24. August 1885. Die Revisions-Kommission.

Große öffentliche

Arbeiterinnen-Versammlung

Dienstag, den 25. August, Abends 8 1/2 Uhr, im Salon zum Deutschen Kaiser, Kothringerstr. 37. Tagesordnung: Die Lohn- und Wohnungsfrage der Arbeiterinnen. Diskussion. Die Einberuferin: Frau Bötting. [1953]

Große öffentliche

Kommunalwähler-Versammlungen

finden am Mittwoch, den 26. August, Abends präzis 8 Uhr, statt:

a) Im Deutschen Vereinshaus, Wilhelmstraße 118.

Tagesordnung:
1. Ergänzungswahl des Wahlkomitees.
2. Die bevorstehenden Kommunalwahlen. Referent: Herr Oscar Krohm;

b) In der Urania, Wrangelstraße 9 u. 10.

Tagesordnung:
Die bevorstehenden Kommunalwahlen. Referent: Herr Stadtvorordneter Paul Singer.

Das Wahlkomitee.
Der Arbeitsnachweis des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter befindet sich nach wie vor in der Stalitzerstraße 18 bei Stramm. [1961]